

**Deutscher
Reporterpreis
2011**

**Die 10 nominierten
Texte in der Kategorie
„Bestes Interview“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Akyün, Hatice; Mit Heirat war ja nicht zu rechnen (0178)	03
2) Austilat, Andreas und Nolte, Barbara, „Ich hasse es, Blut zu sehen“(0749)	12
3) Blasberg, Marian, „Ein Rebell bin ich erst heute“ (0272)	18
4) Böttcher, Dirk, „Mein größter Freiraum ist mein Kopf“ (0961)	28
5) Greiner, Kerstin, Haberl, Tobias, Luef, Wolfgang, Stawski, Dominik und Herpell, Gabriela, Man müsste mal über Köln sprechen (0118)	35
6) Luik, Arno, „Gibt es am Ende nur einen Schrei?“ (0163)	68
7) Petersen, Jana, Reichert, Martin und El Kaoutit, Khalid, Mülldeponien werden zu Moscheen (0075)	78
8) Steinberger, Karin, Gefangenschaft (0451)	86
9) Stuff, Britta, Die Geschichte unserer Tochter (0382)	93
10) Uslar, Moritz von, 99 Fragen an Klaus Wowereit (0273)	118

„Mit Heirat war ja nicht zu rechnen“

Journalistin Hatice Akyün wollte es von ihrem in der Türkei aufgewachsenen Vater wissen: Hat ihn die Einwanderung verändert? Wie sieht er sein Leben - und das seiner Kinder? Sie trafen sich in ihrer alten neuen Heimat, Duisburg: Eine Woche lang, Abend für Abend, tauschte sich die Journalistin Hatice Akyün mit ihrem Vater Rafet Akyün, Bergmann, aus. Ihr Thema: Was ihre Familie zusammenhält.

Hatice Akyün, taz, 01.09.2011

Hatice Akyün: Baba, erinnerst du dich noch an die Geschichte mit dem Traktor?

Rafet Akyün: Ich ließ dich damit fahren, obwohl das in unserem Dorf reine Männersache war.

Es war eine Revolution! Ich war zwölf Jahre alt, wir waren in den Ferien in der Türkei, und du sagtest, nimm den Traktor und fahr Wasser holen. Die anderen sind fast durchgedreht.

Ich dachte, du musst das auch mal ausprobieren. Und das Wasserholen hast du ja geschafft, nur den Weg zurück hast du nicht mehr gefunden.

Anzeige

Das war so peinlich. Ich habe mich verfahren und einen Mann gefragt: Wo ist denn das Feld von Rafet Akyün? Der hat mich für sehr dumm gehalten. Jeder weiß, wo sein Feld liegt. Bis heute lachen die mich aus.

Aber du hast etwas daraus gelernt, nämlich, dass ich dir vertraue. Und dass du lernen sollst. Das Wichtigste, was du einem Kind hinterlassen kannst, ist Bildung. Geld und Reichtum, das alles kommt und geht. Bildung ist unvergänglich.

Trotzdem war es euch nicht wichtig, auf was für eine Schule wir kommen. Zu meiner Schulzeit haben die Lehrer festgelegt, dass alle Türkinkinder auf die Hauptschule gehen.

Wir wussten damals überhaupt nicht, was der Unterschied zwischen einer Hauptschule und dem Gymnasium war.

Das wäre mal ein sinnvoller Schritt in Richtung Integration gewesen, den Eltern diese Unterschiede zu erklären. Dann wären viele Lebenswege ganz anders verlaufen. Aber viele waren so wie du, mit einer Hörigkeit gegenüber deutschen Behörden.

Das war keine Hörigkeit, sondern Respekt. Ich hatte ja bei der ärztlichen Untersuchung in der Türkei, bei der die deutschen Behörden die Tauglichkeit der Gastarbeiter geprüft haben, die deutsche Genauigkeit kennengelernt. Deshalb war ich mir sicher, dass in diesem Land alles ein funktionierendes, durchdachtes System haben muss.

Wie kamst du darauf, nach Deutschland zu gehen?

Viele Männer gingen damals hierher, um zu arbeiten. Dann kamen sie zurück und schmissen mit Geld nur so um sich. Es war kaum zu glauben. Ich wollte sehen, wie das funktioniert.

In ein Land, dessen Sprache du nicht sprichst? Als was wolltest du arbeiten? Du hattest außer Feldarbeit keinen Beruf gelernt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Man erzählte sich, das Geld liege hier auf der Straße, man müsse es nur aufheben! Ich ahnte schon, dass es einen Haken geben würde. Aber ich war jung, gesund und dachte, ich schaffe das schon. Erst mal musste man zur Musterung. Das war die größte Hürde. Man wurde schon abgelehnt, wenn einem Zähne fehlten. Und es war eine große Schande, wenn man in sein Dorf zurückkehren musste. Man war gleich nicht mehr heiratstauglich in den Augen der anderen. Bei der Musterung 1969 waren wir 100. Nur 47 haben es nach Deutschland geschafft. Ich habe dann in Duisburg im Bergbau gearbeitet.

Wir kamen drei Jahre später nach, 1972. Dabei wolltest du eigentlich gar nicht bleiben.

Mein Plan war, etwas Geld zu verdienen, um ein Haus in der Türkei zu bauen und einen Traktor zu kaufen. Als uns hier "vermögenswirksame Leistungen" angeboten wurden, dachte ich noch: So lang, wie die Mindestlaufzeit sein soll, bleiben wir doch gar nicht!

Als Kinder haben wir immer auf gepackten Koffern gesessen. Die schöne Kaffeemaschine blieb unangepackt auf dem Schrank, neben dem guten Geschirr und dem funkelneuen Fernseher. Alles war für "zu Hause" bestimmt. Eure Unschlüssigkeit machte es mir schwer, mich in Deutschland einzuleben. Ich wusste nicht mal, ob wir lange genug bleiben, um Freundschaften aufzubauen. Hast du dir je überlegt, wie wir Kinder uns fühlten?

Natürlich, aber wie hätte ich euch die Sicherheit geben können, die ich selbst nicht hatte? Deine Mutter und ich waren ja überzeugt, dass wir nicht lange bleiben würden. Euch haben wir deshalb auch sehr türkisch und mit der türkischen Sprache erzogen. Wir wollten nicht, dass ihr euch in der Türkei fremd fühlt oder eure Großeltern nicht mehr versteht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Habt ihr deshalb nie versucht, richtig Deutsch zu lernen? Weil ihr dachtet, dass ihr Deutschland bald verlasst?

Ich bekam einen vierwöchigen Deutschkurs, danach lernte ich, mich durchzuschlagen.

Erstaunlich, bei dem, was sie dir da beigebracht hatten ...

Ja, meinen Namen, meine Adresse und die Geburtsdaten aller Familienangehörigen. Das kann ich bis heute fehlerfrei aufsagen.

Ja, und uns hast du es auch beigebracht. Ich konnte die Hausnummer fünf nie richtig aussprechen und habe immer "tüh" gesagt, was du mir bis heute vorhältst.

Ich hatte Sorge, dass du es nie lernst!

Ich war drei Jahre alt! Mutter weigert sich immer noch, Deutsch zu lernen. Ihr Argument: Vater hat 30 Jahre Steuern gezahlt, ohne ein Wort Deutsch zu sprechen, das hat auch niemanden gestört. Du hast aber viel Wert darauf gelegt, dass wir Deutsch lernen.

Anfangs dachte ich, es ist gut, wenn ihr mit einer zweiten Sprache in die Heimat zurückkehrt. Die Leute sollten euch nicht für ungebildet halten. Dann hatten wir einen Hodscha in der Moschee, der sagte uns immer, dass wir Deutsch lernen müssen, um uns wehren zu können. Also solltet ihr Kinder Deutsch lernen, um es leichter zu haben als wir.

Noch heute in der dritten Generation gibt es Kinder, die Deutsch nicht beherrschen.

Aber nicht, weil sie dumm sind. Es liegt an den Familien, sie kümmern sich nicht genug um ihre Kinder. Manche denken auch, mein Kind schafft das sowieso nicht. Vertrauen in die Kinder ist sehr wichtig. Wie sollen Kinder an sich selbst glauben, wenn die eigenen Eltern das nicht tun? Die Eltern sollten ihre Kinder so früh wie möglich in den Kindergarten schicken.

Wenn es nach unserer Mutter gegangen wäre, wären wir nie aus dem Haus gekommen. Wir waren nicht im Kindergarten.

Ja, und als du deine Ausbildung angefangen hast, hat sich deine Mutter Sorgen gemacht, was die anderen Frauen in der Moschee zu ihr sagen. Bei uns musste eine Frau nicht arbeiten, der Mann musste genug verdienen, um seine Familie zu ernähren.

Aber wir leben doch nicht mehr im anatolischen Dorf!

Das war schon immer deine Schwäche, meine Tochter: Du bist zu ungeduldig und lässt niemanden ausreden. Wir haben damals so gedacht, weil wir nichts anderes kannten! Dass sich das verändert hat, dass die Welt sich ändert, ist mir nicht nur bewusst, ich finde es auch gut. Jeder Mensch, egal ob Frau oder Mann, sollte finanziell auf eigenen Füßen stehen.

Mein alter, anatolischer Vater ist ein Befürworter der Emanzipation?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das hat doch nicht nur mit Emanzipation zu tun. Was ist, wenn der Ehemann krank wird oder stirbt? Jede Frau sollte einen Beruf haben, damit sie nicht von ihrem Mann abhängig ist. Damit die Kinder versorgt sind.

Dir hat es Spaß gemacht, mich in der Schule zu unterstützen. Auch wenn du mir bei den Hausaufgaben nicht helfen konntest, hast du mir die Bild-Zeitung zur Weiterbildung mitgebracht.

Die las man eben im Bergbau.

Ich freute mich über deinen Versuch, mich zu fördern. Bei meinen türkischen Freundinnen hieß es meist: "Wozu Bildung? Du heiratest doch sowieso!"

Mit einer Heirat war bei dir ja noch nie zu rechnen.

Mir reichte die Ausbildung nicht, ich holte mein Abitur nach und machte ein Zeitungsvolontariat. Damit konntest du gar nichts anfangen. Was ist schon eine Zeitung? Im Dorf gab es nicht mal eine. Und dann die anderen Familien, die immer über uns gelästert haben: Schau mal, Rafet lässt seine Tochter arbeiten. Wie hast du das empfunden?

Ich habe mir das nie zu Herzen genommen. Und natürlich gibt es jetzt Leute, die mir sagen, du hast es richtig gemacht mit deinen Kindern, du hattest recht. Wir gratulieren dir zum Erfolg deiner Tochter.

Aber du hast dich auch entwickelt, vom strengen zum modernen Vater. Als ich in der Pubertät war, durften wir nicht, was unsere deutschen Freundinnen durften.

Wir durften abends nicht raus, und wenn, hast du kontrolliert, wo wir hingehen, wer unsere Freunde sind.

Ich hatte große Angst, euch zu verlieren.

Aber man verliert doch sein Kind nicht, wenn es seinen eigenen Weg geht.

Ich musste lernen, dass man seine Kinder gehen lassen muss. An dem Tag, als du von zu Hause auszogst, brach mein Herz. Ich habe die erste Nacht, in der du nicht mehr zu Hause warst, in deinem Bett gelegen und geweint. Ein Kind in die Ehe, in eine neue Familie zu verlieren, war für mich einfacher, weil es gewohnter war. So war das eben in unserer Kultur.

Ein Kind an die Selbstständigkeit zu verlieren, das musste ich erst lernen. Wenn du Kinder hast, hast du Angst, dass sie den falschen Menschen begegnen. Das musst du doch jetzt, wo du selbst Mutter bist, verstehen.

Ja, schon. Aber du warst manchmal total inkonsequent. An einem Tag ganz der strenge türkische Vater, am nächsten Tag hieß es: Fahr ruhig auf deine Abschlussfeier, geh auf den Geburtstag.

Woher sollte ich wissen, wie ich euch erziehen muss? Wie meine Eltern auf dem Land, in unserem Dorf, konnte ich es ja wohl nicht machen. Ich habe versucht, euch beides mitzugeben. Wobei ich dem Türkischen immer den Vorrang gegeben habe.

Im Nachhinein finde ich, du hast es gut gemacht. Du hast kein deutsches Fernsehen geschaut, keine Zeitung gelesen und dennoch viel über die Gesellschaft, in der du lebst, gelernt. Durch das Leben.

Ich musste auch einen Kampf führen.

Stimmt, vielleicht sogar einen viel größeren als ich. Ich musste mich nicht vor jedem rechtfertigen wie du, in der Moschee, in der Nachbarschaft, bei Arbeitskollegen. Du musstest dich gleich zwei Gesellschaften stellen, der deutschen und der türkischen, und nicht nur dich und deine Entscheidungen, sondern auch mich verteidigen.

Das Wichtigste war, mich vor Allah verteidigen zu können. Was die Leute reden, ist vergänglich. Wenn du einen anderen Weg gegangen wärest, den Türken geheiratet hättest, den sich alle wünschten, auch dann würden sie lästern, weil sie eben lästern wollen. Ich habe vollstes Vertrauen in meine sechs Kinder, die ich ehrenvoll erzogen habe. Nie habe ich Sorgen gehabt, dass ihr irgendwo Schaden anrichtet. Aber weil du alles anders machen wolltest, befürchtete ich, du wendest dich von Allah ab. Deshalb hab ich dir immer gesagt: Egal wie du lebst, verlier nie deinen inneren Glauben. Glaub an Allah, er wird dich immer weisen. Das ist der Islam, wie ich ihn verstehe. Ich hatte Angst, dass du den Rat nicht ernst genug nimmst.

Wann hast du gemerkt, dass ich auf eigenen Füßen stehen kann?

Du hattest dir eine eigene Wohnung gemietet, ich habe dich besucht und mir dein neues Zuhause angeschaut. Da habe ich gesehen, wie du das alles alleine geschafft hattest. Mit 19 Jahren. Nicht einmal Geld wolltest du noch von uns haben.

Ich bin die Deutsche in der Familie, und ich weiß, dass ich ganz gewiss nicht in die Türkei zurückkehren werde. Aber was ist mit euch?

Wir bleiben. Die ganze Familie ist hier, fast alle Kinder, die Enkel. Wir halten es nicht lange aus, euch nicht zu sehen. In der Türkei haben wir ein traumhaftes Haus, aber was nützt das, wenn du deine Kinder und Enkelkinder vermisst?

Ist das wirklich der ganze Grund?

Na ja, wir fühlen uns hier auch zu Hause, der Alltag ist viel einfacher, die Ärzte, die Handwerker, die wirklich kommen, wenn man sie bestellt. Früher ging es uns immer darum, eines Tages heimzukehren, um in der Türkei den Rest unseres Lebens zu verbringen. Heute ist das anders. Aber zum Sterben möchte ich in die Türkei. Ich möchte in meiner Heimat begraben sein, neben meinen Eltern, in unserem Dorf. Von dort bin ich gekommen, dorthin möchte ich zurück.

"Ich hasse es, Blut zu sehen"

Er war 16 Jahre alt und saß in Hiroshima in der Schule, als die Atombombe fiel. Wie Hideto Sotobayashi auf Fukushima schaut - und was er jungen Menschen sagt

Andreas Austilat und Barbara Nolte, Tagesspiegel, 27.03.2011

Hideto Sotobayashi, 82, ist in Nagasaki geboren und in Hiroshima aufgewachsen. 1964 kam er nach Berlin, er wurde Professor für physikalische Chemie an der TU und forschte am Max-Planck-Institut. Hideto Sotobayashi ist seit 1988 mit seiner deutschen Frau Astrid verheiratet und lebt in Mitte

Herr Sotobayashi, wie verfolgen Sie die Katastrophe in Japan?

Im Internet, in japanischen Zeitungen und im Fernsehen natürlich. Als ich die Bilder von Kindern sah, die auf radioaktive Strahlung untersucht werden, von Menschen, die ihre Kleidung ablegen mussten, weil die Geigerzähler zu hohe Messwerte anzeigten, fürchtete ich, dass den Opfern heute dasselbe passiert wie mir und den vielen anderen damals: Sie werden geächtet.

Was meinen Sie damit?

Viele Leute denken, dass Menschen, die einmal radioaktiver Strahlung ausgesetzt waren, ansteckend sind. Sie werden gesellschaftlich isoliert.

Ist Ihnen das selbst so ergangen?

Mein Bruder drängte bis vor wenigen Jahren darauf, ein Geheimnis daraus zu machen, dass ich in Hiroshima war, als die Atombombe fiel. Dabei ist er Arzt. Er müsste doch wissen, dass die Befürchtungen irrational sind. Er sorgte sich darum, dass seine Kinder Schwierigkeiten bekämen, einen Ehepartner zu finden mit einem Onkel wie mir. Deshalb wollte er auch nicht, dass der Name unserer Mutter in der Gedenkstätte der Atombombenopfer in Hiroshima angebracht wurde. "Warte wenigstens, bis meine Kinder verheiratet sind", sagte er. Ich habe 60 Jahre lang gewartet, ihm zuliebe.

35 Prozent des Stroms wird in Japan in Atomkraftwerken erzeugt. Haben Sie eine Erklärung dafür, warum Japan, das wie kein anderes Land die Zerstörungskraft der Kernspaltung erlebt hat, bei der Energieversorgung so stark auf Atomkraft gesetzt hat?

Die Japaner trennen seltsamerweise die militärische und die friedliche Nutzung voneinander, obwohl ich friedlich für den falschen Begriff halte, wenn man sieht, was

gerade passiert ist. Es gab in Japan starke Vorbehalte gegen die Verbreitung der Atombombe. Doch die Atomkraft zur Stromerzeugung zu nutzen, nahmen die Menschen einfach hin. Meine Schwester zum Beispiel, sie ist wie ich gegen Atomwaffen. Aber ihr Mann ist im Aufsichtsrat einer Elektrizitätsgesellschaft. Und was sagt meine Schwester? "Pass bitte auf, was du in Gegenwart deines Schwagers sagst. Der hat das nicht gern, wenn du über die Atomkraft schimpfst."

Ihre Geschwister leben noch in Japan. Waren sie von der Katastrophe jetzt betroffen?

Nein. Meine Schwester lebt in Hiroshima und mein Bruder in Kyoto, weit weg von der Krisenregion. Einige meiner Neffen wohnen mit ihren Familien in Tokio. Sie gehen ganz normal zur Arbeit. Es gibt Menschen, die die Stadt bereits verlassen haben. Aber wer kann das schon? Eigentlich nur ältere Leute, die pensioniert sind. Wer Arbeit in Tokio hat, gibt die nicht einfach auf.

Sie engagieren sich seit Jahren für die Abschaffung von Atomwaffen, treten in japanischen und deutschen Schulen auf. Warnen Sie dort auch vor Atomkraftwerken?

Atomkraft war nicht mein Thema. Erst in den vergangenen Wochen habe ich mich wirklich intensiv damit befasst. Ein Bekannter hat mir einen Bericht eines japanischen Ingenieurs zugesandt, der 20 Jahre in einem Atomkraftwerk gearbeitet hat und dann an Krebs gestorben ist. Es ist ja nicht so, dass die Leute neben einem Kraftwerk, in dem vermeintlich alles reibungslos funktioniert, keinen gesundheitlichen Risiken ausgesetzt sind. Das Interessante an dem Bericht des Ingenieurs war, dass selbst vor dem Unfall von Fukushima die Menschen im Umkreis von Atomkraftwerken einer Ächtung ausgesetzt waren. Er berichtet von einer jungen Frau, die sich in Tokio verlobt hatte, und die Familie des Verlobten hatte die Hochzeit platzen lassen, weil sie sich davor fürchtete, die Frau könne keine gesunden Kinder zur Welt bringen.

Ist diese "Ächtung" typisch für Japan?

Es gibt Deutsche, die gehen mit dem Thema ebenso irrational um. In Potsdam steht eine Gedenkstätte für die Opfer des Atombombenabwurfs, dort sind zwei Steine eingelassen, einer aus Hiroshima, einer aus Nagasaki. Die Steine sollten weg, weil die Leute Angst hatten, die seien bestrahlt. Dabei waren sie vorher in der Universität in Hiroshima untersucht worden. Die waren völlig ungefährlich.

Sie waren 16 Jahre alt, als die Atombombe auf Hiroshima fiel ...

... am 6. August 1945 um 8 Uhr 15, ja. Normalerweise hätte ich in dem Alter beim Arbeitsdienst sein müssen, aber ich hatte eine Prüfung bestanden und durfte auf die Elite-Schule gehen. Also saß ich um diese Zeit im Klassenzimmer, wir hatten gerade Chemie. Es war Sommer, ein heller Tag, und trotzdem, Sie müssen sich das vorstellen, als ob jemand plötzlich das Licht einschaltet, ein Licht, das sich in den Gesichtern spiegelte. Dann kam der Donner.

Haben Sie den Atompilz gesehen?

Nein, mir wurde schwarz vor Augen, und ich war sofort ohnmächtig. Erst langsam bin ich wieder zu mir gekommen. Über mir fiel Licht durch ein Loch, und ich habe mich selbst befreien können. Sämtliche Gebäude um die Schule herum, wir waren etwa anderthalb Kilometer vom Zentrum der Detonation entfernt, waren eingestürzt, und zwischen den Trümmern brannte es. Ich hörte einen Hilferuf, mein Freund Komyo, er war eingeklemmt. Ich konnte ihn rausziehen. Sein Kopf blutete, ein Ohr war fast abgerissen und hing an der Seite herunter. Ich bin mit ihm zu mir nach Hause, was nicht so einfach war. Mein Elternhaus war einen Kilometer entfernt und dazwischen lagen zwei Flüsse. Alle Brücken waren zerstört. Komyo konnte gehen, aber nicht schwimmen. Ich habe ein Boot gesucht und ihn damit durch den Fluss gezogen.

Wo befanden sich Ihre Eltern zum Zeitpunkt der Detonation?

Mein Vater war zu Hause. Zum Glück. Sonst wäre unser Haus bestimmt auch abgebrannt. Die Futons hingen wie jeden Morgen zum Lüften aus dem Fenster und haben sofort Feuer gefangen. Er konnte sie gleich löschen.

Was ist aus Ihrem Freund geworden?

Er fuhr noch in seinen Heimatort. Ich habe gehört, dass er dort später gestorben ist. Mein Vater und ich sind aber sofort wieder los ...

... um Ihre Mutter zu suchen?

Das hätten wir gern. Aber wir hatten einen Gast, Okimasu, einen Jungen in meinem Alter. Und wenn man die Verantwortung für einen Gast hat, dann muss man sich zuerst um den kümmern. So ist das in Japan. Wir haben auch ihn gefunden, nur etwa 600 Meter vom Epizentrum entfernt.

Hat er überlebt?

Wer sich dort befand, hatte nur sehr geringe Chancen. Wir sahen Menschen, denen hing die Haut in Fetzen vom Leib. An einer Brücke führte eine Treppe zum Fluss hinunter, überall lagen Menschen, auf den Stufen, am Ufer. Ich dachte, sie seien alle tot, aber als ich näher kam, haben sie nach meinen Beinen gegriffen. Manche haben um Wasser gebeten, manche wollten nur sagen, wer sie sind, und dass ich ihren Angehörigen von ihnen berichten soll. Im Wasser fand ich dann auch Okimasu. Wir haben seine Leiche mit nach Hause genommen, damit wir sie seinen Eltern übergeben konnten.

Und Ihre Mutter?

Das schlimme war: Wir hatten keine Ahnung, wo wir suchen sollten. Sie war beim Arbeitsdienst damit beschäftigt, Brandschneisen zu schlagen. So hoffte man im Falle eines Bombenangriffs den Feuersturm aufzuhalten. Meine Schwester hat sich später schwere Vorwürfe gemacht.

Was hatte Ihre Schwester damit zu tun?

Sie war erst zehn und wie viele andere Kinder aufs Land evakuiert worden. Meine Mutter hat sie besucht. Weil meine Schwester so klein war, hat sie gebettelt: Bleib doch noch einen Tag! Deshalb kam meine Mutter zu spät zum Arbeitsdienst. Sonst wäre sie an diesem Tag auch zu Hause gewesen. Manchmal macht sich meine Schwester heute immer noch Vorwürfe.

Sie haben Ihre Mutter nicht gefunden?

Doch, im Rot-Kreuz-Krankenhaus. Das war ein enormer Zufall, dass uns das in diesem Durcheinander gelungen ist. Sie sah eigentlich unversehrt aus, oberflächlich war keine Wunde zu sehen. Aber sie konnte sich nicht mehr bewegen. Wir haben sie auf einem Fahrradanhänger nach Hause gebracht. Drei Tage später ist sie mit 35 Jahren gestorben, am 9. August, dem Tag, als die Bombe auf Nagasaki fiel.

Sie sagten, Ihre Mutter sei äußerlich unverletzt gewesen. Sind denn in diesen drei Tagen Krankheitssymptome aufgetreten?

Erst sind ihr die Haare ausgefallen, dann fing das Zahnfleisch an zu bluten, die Zähne wurden locker. Wir haben ihr einen Sarg gezimmert und sie nach buddhistischem Ritual auf dem Feld hinter unserem Haus verbrannt. Bei aller Trauer war es ein Glück, dass wir sie gefunden hatten. Das ist mehr, als viele Menschen heute in Sendai oder Fukushima haben, wo der Tsunami ganze Dörfer weggerissen hat. So sah Hiroshima auch aus, eine Trümmerwüste. Wer Abschied von seinen Angehörigen nehmen kann, der hat Glück.

Wird es Japanern anezogen, in der schlimmsten Katastrophe eine stoische Haltung zu bewahren?

Vielleicht ist es so, dass die Menschen in Europa glauben, mit der Technik die Natur beherrschen zu können. In Asien ist die Natur stark: Dort gibt es Taifune, Erdbeben, Tsunamis. Eine zehn Meter hohe Welle, das ist Schicksal. Man muss sich damit abfinden und alles wieder aufbauen. Aber Hiroshima und Fukushima sind keine Naturkatastrophen. Daran ist der Mensch schuld.

Als Ihre Mutter starb, wussten Sie, was für eine Art Bombe da auf Sie abgeworfen worden war?

Nein, nur dass es eine außerordentlich starke Bombe gewesen sein musste. Ich dachte zuerst, mein Gott, die muss ganz in meiner Nähe runtergekommen sein. Nur, so empfand jeder in Hiroshima, egal, wo er sich befand. Schon bald gab es Gerüchte,

was da im Gange ist. Vielen sind ja die Haare ausgefallen, mir auch. Und auch mir hat das Zahnfleisch geblutet. Wir wussten damals nichts von radioaktiven Strahlen, manche sagten, wir müssten hier weg, man könnte für die nächsten 75 Jahre nicht mehr in Hiroshima leben. Das waren keine offiziellen Meldungen. Im Grunde war es ein bisschen wie heute: Die Leute in der Umgebung von Fukushima wissen auch nicht, was wird.

Wie lange hielt das Sterben an?

Ungefähr bis Ende August würde ich sagen. Doch es gab auch danach Opfer. Mein Vater starb nach 20 Jahren an Magenkrebs. Das führe ich auf die radioaktive Strahlung zurück. Bei mir hat man vor etlichen Jahren einen Darmtumor festgestellt. Er wurde rechtzeitig erkannt. Ich habe wie alle Hiroshimaopfer ein Heft, das berechtigt mich alle zwei Jahre zu einer Untersuchung in Hiroshima.

Wer galt denn als Hiroshimaopfer?

Man zog einen Radius, wer drin war, bekam dieses Heft. Was ich für falsch halte, genau wie heute für Fukushima gilt: Man kann nicht einfach eine Linie ziehen. Strahlung verbreitet sich nicht so homogen. Es war auch nicht nur die Entfernung, die darüber entschied, ob man erkrankte oder nicht.

Die Gegend um das Kraftwerk von Fukushima wurde geräumt. Warum wurde Hiroshima nicht auch aufgegeben und für unbewohnbar erklärt?

Ich bin kein Mediziner, ich glaube jedoch, das können Sie nicht vergleichen. Um Fukushima wird die Gegend seit Wochen rund um die Uhr bestrahlt. In Hiroshima war die Exposition zwar sehr stark, aber auch extrem kurz. Außerdem gab es auch kein Interesse daran, die Stadt zu evakuieren. Japan kam unter amerikanische Besatzung, und die Amerikaner hatten eher ein Interesse daran, dass das Leben in Hiroshima weitergeht. Das war ein interessantes Experiment. Uns wurde Blut abgenommen, behandelt wurden wir nicht. Erst als die Amerikaner auf dem Bikini-Atoll ihre Atomtests zündeten, erfuhren wir, welche Bombe auf uns abgeworfen worden war. Aber die Daten, die die Amerikaner gesammelt haben, werden Sie in Japan nicht finden.

Die Feuerwehrleute heute in Fukushima wissen, welches Risiko sie eingehen. Sind das für Sie Helden?

Ja, vielleicht. Vielleicht hat man sie auch einer Art Gehirnwäsche unterzogen oder unter Druck gesetzt. Waren die Kamikazeflieger Helden, die sich mit ihren Flugzeugen auf den Gegner geworfen haben? Ich bin in jener Zeit groß geworden, gehöre also noch der alten Generation an, in der Japan streng hierarchisch aufgebaut war. Ich habe nie so gedacht. Deshalb sind wir ja in jungen Jahren rausgegangen, ich nach Deutschland, andere nach Amerika, um zu lernen, wie es die anderen machen. Manchmal habe ich den Eindruck, unsere Jugend ist bequem geworden, die bleiben lieber zu Hause, als irgendwo hinzugehen, wo sie die Leute nicht gleich verstehen.

Sie sprechen vor Schülern über Ihre Erlebnisse damals. Reagiert die junge Generation heute sensibel auf die Gefahren der Atomkraft?

In Japan fragen die Schüler, wer Schuld hat. Ihrer Ansicht nach sind die Amerikaner Schuld. Die deutschen Schüler reagieren viel emotionaler. Die fragen, wie es kommen konnte, dass Menschen einander so etwas antun. Sie wollen wissen, wo ich den Mut hergenommen habe, noch mal in die Stadt zu gehen und meine Mutter zu suchen. Ich war nicht mutig. Meine Eltern wollten, dass ich Mediziner werde. Das konnte ich nicht, weil ich kein Blut mehr sehen kann. Ich hasse es, Blut zu sehen. Deshalb bin ich Chemiker geworden.

Ihr Fachgebiet ist die physikalische Chemie.

Ich wollte eigentlich auch nie wieder etwas mit radioaktiver Strahlung zu tun haben. Das ist mir nicht ganz gelungen. Ich habe in Dahlem mit "Bessy" gearbeitet, dem Teilchenbeschleuniger. Da hatten wir mit Röntgenstrahlen zu tun. Doch das ist recht kompliziert zu erklären. Es war Grundlagenforschung für neue Materialien.

Sie haben am Fritz-Haber-Institut gearbeitet, wo Otto Hahn an der Kernspaltung geforscht hat.

Ja, und ich habe in den 50er Jahren Lise Meitner kennen gelernt. Keiner von beiden dachte daran, die Bombe zu bauen. Die beiden betrieben Grundlagenforschung, das entspricht der menschlichen Neugier. Die Anwendung ist keine Frage der Wissenschaft mehr, sondern eine Frage der Moral, der Ethik und der Politik.

Es war Albert Einstein, der die Amerikaner aufgefordert hat, die Bombe zu entwickeln.

Ja, weil er eine wirksame Waffe gegen Nazideutschland wollte. Später hat er nicht mehr mitgemacht. Er wurde benutzt.

Sie meinen, Grundlagenforschung ist unschuldig.

Ich weiß, das klingt nach einem Widerspruch. Und trotzdem, ich glaube daran.

„Ein Rebell bin ich erst heute“

Roberto Yáñez Betancourt y Honecker spricht über seinen Großvater Erich Honecker, den früheren DDR-Staatschef – und geht auf Distanz zu Großmutter Margot.

Marian Blasberg, ZEITmagazin, 03.03.11

Drei Jahre liegen zwischen der ersten Kontaktaufnahme und diesem Tag, an dem Roberto Yáñez Betancourt y Honecker zehn Minuten zu früh an der U-Bahn-Station Los Leones in Santiago de Chile wartet. Drei Jahre, in denen er nicht reden wollte, in denen er nicht reden durfte, weil Margot Honecker, seine Großmutter, bei der er lebt, nicht wollte, dass Familienmitglieder mit einer deutschen Zeitung sprechen. Roberto Yáñez ist der Sohn von deren Tochter Sonja, der Enkel von Erich Honecker. 1990, kurz nach dem Fall der Mauer, ist seine Familie nach Chile ausgewandert, in das Land seines Vaters, der in den siebziger Jahren vor der Diktatur in seiner Heimat in die DDR geflohen war. Von Roberto wusste man nie viel. Man hörte manchmal, er habe Privilegien gehabt, wie sie nicht viele Kinder hatten in der DDR, später hieß es dann, er nehme Drogen, und neulich schrieb der Berliner Kurier über sein trauriges Leben als Straßenmusikant in Chile. Jetzt will er ein paar Dinge richtigstellen. Jetzt, mit 36, zwanzig Jahre nachdem seine Kindheit von einem Tag auf den anderen endete, ist er so weit, sich frei zu machen vom Wort der Großmutter.

»Pünktlich wie ein Deutscher«, sagt er grinsend zur Begrüßung. Er spricht ohne Akzent. Ein groß gewachsener Mann, kräftig, mit einem mächtigen Bauch, über dem ein weites, bis zur Brust offenes Hemd flattert. Ein Künstlertyp mit blondem Fusselbart.

Yáñez ist misstrauisch, stellt erst mal lieber Fragen, anstatt selbst zu reden. Er will wissen, ob es in Deutschland möglich sei, dass ehemalige Stasi-Offiziere zur besten Sendezeit im Fernsehen moderieren, so wie das Ex-Geheimdienstleute in Chile tun. Ihn interessiert, was die Deutschen heute denken über den Mauerfall. Er steckt das Terrain ab. Es ist in Ordnung, über seine Großeltern zu sprechen, aber die Eltern sind tabu. Er sagt, die Leute, die seinem Vater damals nach dem Leben trachteten, seien immer noch sehr aufmerksam. Gerne sprechen will er über seine Kunst. Als im September letzten Jahres während der Langen Nacht der Museen 100.000 Gedichte aus einem Helikopter auf den Berliner Lustgarten regneten, war auch eins von ihm dabei. Gegenüber stand einmal der Palast der Republik. Es ist die Gegend von Berlin, in der er aufgewachsen ist.

ZEITmagazin: Herr Yáñez, dieses Gedicht, das im September, unweit Ihres alten Elternhauses, auf Berlin flatterte – wie kam es dazu?

Yáñez: Ein Freund von mir, Julio Carrasco, mit dem ich vor vielen Jahren in Santiago in der Literaturwerkstatt gewesen bin, hat die Aktion organisiert. Er gehört zu einer chilenischen Künstlergruppe namens Casagrande. Sie geben eine Zeitschrift heraus, und

in unregelmäßigen Abständen bombardieren sie Städte, in denen früher Krieg gewesen ist, mit Poesie. Sozusagen als Reparationsaktion.

ZEITmagazin: Was hatten Sie zu reparieren in Berlin?

Yáñez: Ich musste dort nichts reparieren. Es gibt keine Schuld, die ich abzutragen hätte, aber trotzdem war Berlin für mich etwas Besonderes. Es war ein Abschluss, ein Zeichen, dass es mich noch gibt nach einer Zeit, die man mit Arthur Rimbauds berühmtem Buch als eine »Saison in der Hölle« bezeichnen kann.

ZEITmagazin: Wovon handelt Ihr Gedicht, das auf Berlin geregnet ist?

Yáñez: Es heißt Der Springer. Darin geht es um einen grünen Mann, dem nicht bewusst ist, dass er grün ist. Einen Mann, der springt, aber nicht weiß, wohin. Der außerhalb der Zeit lebt und an einem Ort geboren wurde, den es nicht gibt. Ein bisschen ambiguo das Ganze, kann man das so sagen? Ein bisschen surreal. Ohne klare Bedeutung.

ZEITmagazin: Sind Sie der grüne Mann?

Yáñez: Kann sein. Aber ich weiß inzwischen wieder, wer ich bin.

ZEITmagazin: Wie lange waren Sie nicht in Berlin?

Yáñez: Seit wir geflohen sind vor 21 Jahren.

ZEITmagazin: Welche Erinnerungen haben Sie?

Yáñez: Die Hochhäuser, das Plattenbausystem der DDR, billige Brötchen. Und natürlich die Mauer, die ist meine wichtigste Erinnerung. Ich hatte Pionierappell vor der Mauer, bin nahe der Mauer in die Reinhold-Huhn-Schule gegangen. Wir wohnten in der Leipziger Straße in Mitte, eine einfache Wohnung, drei Zimmer, zwölfter Stock, Westbalkon mit Blick nach drüben. Es mag sich vielleicht komisch anhören, weil es mein Großvater gewesen ist, der sie gebaut hat, aber mir hat diese Mauer nie gefallen. Für mich bedeutete sie ein Verbot. Eine Begrenzung meiner Freiheit. Ich wäre gern mal rüber, um zu sehen, ob es stimmt, was sie uns immer erzählten von der Ausbeutung der Arbeiter, den vielen Arbeitslosen.

ZEITmagazin: Hatten Sie eine glückliche Kindheit?

Yáñez: Ich glaube schon.

ZEITmagazin: Sie hatten Privilegien.

Yáñez: Ich war der Enkel des Chefs.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ZEITmagazin: Es gibt das Gerücht, dass Sie als einziges Kind in der DDR einen ferngesteuerten Hubschrauber gehabt hätten.

Yáñez: Ich hatte ein ferngesteuertes Auto, Westjeans und noch ein paar andere Dinge, die andere Kinder nicht hatten. Einmal hat mir mein Großvater aus Kuba ein kleines, totes Krokodil mitgebracht. Ein anderes Mal kam er mit einer Lederjacke an, die er von Udo Lindenberg geschenkt bekommen hatte, nach dessen Auftritt in Ost-Berlin. Heute erscheint mir meine Kindheit manchmal wie ein Film. Ich wuchs auf in einer Welt voller Spione, es gab überall Personenschützer. Und es ist seltsam für ein Kind, wenn es den eigenen Großvater dauernd im Fernsehen sieht.

ZEITmagazin: Wie haben Sie ihn wahrgenommen?

Yáñez: Als netten, liebenswerten Menschen. Für mich war er kein Staatsmann. Jeden Samstag holten mich seine Fahrer ab und fuhren mich nach Wandlitz, wo wir mit dem Hund spazieren gingen, Rad gefahren sind, gegessen haben. Sehen Sie, mein Großvater war ein einfacher Mann, ein Bergarbeitersohn, der ein paar Leidenschaften hatte. Er ging gern zur Jagd, er hatte seine Datsche, aber er war nicht auf dem Golfplatz, während seine Arbeiter geschuftet haben. Er hat auch nicht gesagt: Heute nehmen wir meine Maschine und fliegen nach Paris, um für 20.000 Dollar bei Dior zu shoppen, wie es andere Staatschefs gerne tun. Manchmal glauben die Leute hier in Chile, dass ich in einem goldenen Käfig groß geworden bin, aber ich war kein Prinz Charles, kein Kind der Bourgeoisie. Ich war der Enkel eines Sozialisten, und da achtete man drauf, dass ich ins Bild passe.

ZEITmagazin: Haben Sie dagegen aufbegehrt?

Yáñez: Nicht wirklich, ein Rebell bin ich erst heute. Damals richtete sich mein Aufbegehren höchstens gegen die Lehrer in der Schule. Ich hatte den Eindruck, dass sie mich mehr gezeißelt haben als die Mitschüler. Enkel Honecker durfte sich nichts erlauben. Die Ansprüche waren sehr hoch an mich.

ZEITmagazin: Sie waren 14, als die Mauer fiel, ein Jugendlicher mitten in der Pubertät. Wie haben Sie die Zeit erlebt?

Yáñez: Ich war noch ein Kind, behütet und verträumt. Ich hatte keine Ahnung, was das ist, ein Kalter Krieg, bei uns in der Familie wurde auch nicht viel drüber gesprochen. Ich weiß noch, dass es ein paar Versuche gab, den Laden zu modernisieren. In Mitte hatte eine Art McDonald's aufgemacht, es gab nun einen Jugendsender, und ich erinnere mich an einen Tag im Herbst 89, an dem ich mit der Tram durch eine Demo kam. Da bin ich dann zu meinem Großvater und hab gesagt: »Es gibt Probleme. Da braut sich was zusammen.«

ZEITmagazin: Wie hat er reagiert?

Yáñez: Sie werden es nicht glauben, aber ich kann mich daran nicht erinnern. Ich weiß nur, dass ich zu ihm hin bin, dass er es wahrgenommen hat, aber der Rest ist

ausgelöscht. Er fehlt, wie viele andere Erinnerungen an diese Zeit, auf die ich lange keinen Zugriff hatte.

ZEITmagazin: Wie war der Abend, als die Mauer fiel?

Yáñez: Das völlige Gefühlschaos. Ich war erleichtert, dass da plötzlich Löcher in der Mauer waren. In den nächsten Tagen bin ich selber durch, ich hab mich treiben lassen, ein Mädchen aus dem Westen kennengelernt, dem ich natürlich nicht erzählte, wer ich bin. Ich habe Bier getrunken mit einem Theatermann, der mich in seine Vorstellung eingeladen hat, aber andererseits war diese Nacht ein Altraum. Das Gefühl, als ende innerhalb von Stunden meine Kindheit. Es war, als ob du irgendwo an einer Straße stehst, es knallt, ein Attentat, zwanzig Leute sterben um dich rum, aber du kriegst nur ein paar Kratzer ab. Ich war darauf nicht vorbereitet. Die Therapeuten, die ich später hatte, haben dafür ein Wort: Sie nennen es Posttraumatisches Stresssyndrom.

ZEITmagazin: Ist Ihnen damals von irgendjemandem erklärt worden, was da passiert?

Yáñez: Nein, nicht wirklich. Und ich glaube auch, dass in meinem Umfeld gar niemand begriff, was eigentlich gerade vor sich ging. Das ging so über uns hinweg. Es war eine Kraft da, die spülte alles weg, den Staat, eine Epoche, meine Familie, die in der Verantwortung stand. Es gab auch keine Zeit für große Erklärungen. Wir fühlten uns bedroht, es gab genügend Leute, die uns an den Kragen wollten. Ende März haben wir dann einen Linienflug gebucht. Meine Eltern haben mich gepackt, und wir sind abgehauen. Aber das alles habe ich schon nicht mehr richtig wahrgenommen. Es waren Tage wie in Trance.

ZEITmagazin: Endlich war die Mauer weg, aber dann hatten Sie nichts von der Freiheit.

Yáñez: Paradox, oder?

ZEITmagazin: Was haben Sie mitgenommen?

Yáñez: Meine Kinderbücher, meinen Pionerausweis, den FDJ-Ausweis; keine Ahnung, ob ich dachte, dass ich ihn je wieder brauchen würde. Und eine Fahrkarte, die ich noch habe, für 20 Pfennige. Ich weiß nicht, wie die U-Bahn heute in Berlin ist. Damals waren die Stationen offen. Hier in Santiago gibt es eine Barriere, man muss sein Ticket reinstecken, um durchzukommen.

ZEITmagazin: In Berlin sind sie noch immer offen.

Yáñez: Noch immer offen? Man könnte also ohne Karte auf den Bahnsteig laufen? Ohne dass es einer merkt?

ZEITmagazin: Man kann.

Yáñez: Hätte ich nicht gedacht.

ZEITmagazin: Wie war die Ankunft in der neuen Welt?

Yáñez: Es kam mir vor, als würde ich ein zweites Mal die Grundschule besuchen. Ich konnte zwar die Sprache, aber sonst nicht viel: Es gab in Chile plötzlich andere soziale Regeln, es gab Kriminalität, Kapitalismus. Mein ganzes sozialistisches Bewusstsein taugte hier nichts mehr. Ich brach zusammen, hatte Depressionen, Albträume, in denen ich immer wieder auf der Oberfläche eines Sees trieb, unter mir tausend tote Menschen, die versuchten, mich in die Tiefe zu zerren. Mir hat mal ein Psychiater gesagt, dass ich paranoid sei, und da habe ich gesagt: aber mit gutem Grund.

ZEITmagazin: Ihr Großvater kam 1993 nach. Er sollte angeklagt werden, als Verantwortlicher für die Toten an der Mauer, aber es kam nicht zum Prozess, weil er nicht mehr verhandlungsfähig war. Was denken Sie über den Schießbefehl? Können Sie sich Umstände vorstellen, unter denen ein Befehl wie dieser gerechtfertigt erscheint?

Yáñez: Ich kann es nicht, auch wenn ich nicht weiß, warum genau er damals angeordnet wurde.

ZEITmagazin: Gab es nach der Ankunft Ihres Großvaters ein Gespräch mit ihm darüber?

Yáñez: Nein, das gab es nicht. Das meiste, was ich über ihn weiß, habe ich mir angelesen.

ZEITmagazin: Warum kam es nicht zu dem Gespräch?

Yáñez: Ich glaube, die Erklärung ist sehr einfach: Ich war damals noch sehr klein, und er war schon sehr alt. Er hat nur noch ein Jahr gelebt.

ZEITmagazin: Was würden Sie ihn fragen, wenn Sie heute mit ihm reden könnten?

Yáñez: Ich würde vor allem wollen, dass es ihm gut geht. Ich würde für ihn einkaufen und kochen, aber ich würde ihn nicht belehren oder ideologisch umerziehen wollen. Vielleicht würde ich ihn fragen, warum es keine Lockerung der Reisepolitik gegeben hat. Ich sehe es so: Wenn ich will, dass meine Leute glücklich werden, dann kann ich sie nicht einsperren. Das war für mich sein größter Fehler. Das Land war ein Gefängnis, und deshalb war bereits nach vierzig Jahren Schluss.

ZEITmagazin: Man könnte ihn auch fragen, warum er diese Mauer überhaupt hat bauen lassen.

Yáñez: Aber das weiß ich ja. Dazu habe ich meine Meinung, und die würde sich nicht ändern, wenn er mir etwas erklärt. Mauern sind nie gut, egal ob in Berlin, in Mexiko oder in Palästina. An Mauern sterben Leute.

ZEITmagazin: Ihr Großvater trug dafür die Verantwortung.

Yáñez: Glauben Sie mir, ich weiß wie alle anderen, welche Fehler er gemacht hat; wie viele in der DDR gelitten haben, weil sie bespitzelt wurden oder weil sie in politische Gefangenschaft geraten sind. Aber als Enkel habe ich noch einen anderen Blick auf ihn. Ich verteufele ihn nicht nur.

ZEITmagazin: Was denken Sie heute über ihn?

Yáñez: Wenn er mir in einem Punkt ein Vorbild ist, dann darin, dass er wie auch meine Großmutter zu seinen Überzeugungen gestanden hat. Er war ein mutiger Mann, einer, der sich vor seinen Gegnern nicht beugte. Unter den Nazis saß er zehn Jahre im Zuchthaus. Danach hat er die DDR mit aufgebaut, die in gewisser Weise eine Diktatur geworden ist, aber ich halte ihm zugute, dass seine Ideen humanistisch waren. Er hat Castro unterstützt, die Revolution in Chile. Wenn ich das Internet durchsuche, dann finde ich unter dem Namen Erich Honecker einen deutschen Politiker, geboren 1912, gestorben 1994. Dann folgt dies und das, aber er steht nicht in einer Reihe mit den übelsten Tyrannen der Geschichte. Er hat, als es zu Ende ging, nicht auf die Demonstranten schießen lassen, wie es die Chinesen damals taten oder wie es Gadhafi heute tut. Er hat den Hut genommen. Neulich habe ich ein Lied geschrieben, das ich ihm gewidmet habe. Gott sagt darin, er verzeihe ihm, weil er kein Massaker angeordnet hat.

ZEITmagazin: Wie haben Sie ihn wahrgenommen in seinem letzten Jahr in Chile? Als verbitterten, gebrochenen Mann, der vor den Scherben seines Lebens stand?

Yáñez: Nein, das nicht, auch wenn er nicht viel gesprochen hat. Ich will versuchen, es mal metaphorisch auszudrücken: Wenn er noch einmal jung gewesen wäre und mit dem Wissen seines Alters ein zweites Mal vor der Entscheidung gestanden hätte, einen Staat zu führen oder, sagen wir mal, einen kleinen Goldwarenladen in Venedig, ich glaube, beim zweiten Mal hätte er sich für Venedig entschieden. Ist nur ein Gefühl, eine Idee, ich kann das nicht erklären.

ZEITmagazin: Wie haben Sie selbst aus Ihrer Krise wieder herausgefunden?

Yáñez: Es hat lange gedauert, bis ich mich wieder stark genug gefühlt habe, mir ein eigenes Leben aufzubauen, zehn Jahre, vielleicht fünfzehn. Meine Therapie ist offiziell seit drei Jahren beendet, aber ich geh auch heute noch manchmal da hin. Mindestens so wichtig wie die Therapeuten war für mich aber die Kunst. Die Kunst hat mich gerettet, genauer gesagt: der Surrealismus. Schon recht bald nach unserer Ankunft habe ich hier Freunde gefunden, Literaten, Maler, Musiker, über die ich mit Schriftstellern wie Arthur Rimbaud oder André Breton in Kontakt gekommen bin. In deren Büchern habe ich

vieles wiedergefunden, was ich aus meinen Träumen kannte, Dinge, für die die Wissenschaft keine Worte hat, das Unerklärbare, Übersinnliche, parapsychologische Phänomene wie Telepathie und Hypnose. Dies alles waren Dinge, die ich in mir spürte, und im Surrealismus fanden sie einen Ausdruck. Ich fühlte mich darin sehr aufgehoben.

ZEITmagazin: Wie sieht Ihr Alltag heute aus?

Yáñez: Ich schreibe, male, spiele Gitarre, aber ich führe kein schlimmes Leben als Straßenmusikant, wie neulich der Berliner Kurier behauptet hat. Ich war auch nie drogenabhängig, wie es mal hieß. Ich habe hier in Chile drei Bücher mit Gedichten herausgegeben, ich bin Mitglied einer Surrealisten-Gruppe namens Derrame, die auch international bekannt ist, und ich arbeite gerade an einem Roman, der etwa zur Hälfte fertig ist. Darin geht es um einen Dichter, der in einem Büro arbeitet, der fliehen muss und auf der Flucht verfolgt wird von diesem Traum vom See, den ich nach unserer Ankunft immer hatte.

ZEITmagazin: Sie arbeiten Ihre Geschichte auf?

Yáñez: Ja, aber nicht eins zu eins. Ich verfremde sie; es kann die Geschichte von irgendjemand sein.

ZEITmagazin: Können Sie von Ihrer Kunst leben?

Yáñez: Nein, noch nicht. Ich habe versucht, die Übersetzungen meiner Gedichte in Deutschland anzubieten, aber dort stießen sie bislang auf kein Interesse. Letztens habe ich ein Bild verkauft, an einen Deutschen, der mir 250 Euro dafür gab, aber um über die Runden zu kommen, mache ich regelmäßig Übersetzungen für eine Tourismusagentur.

ZEITmagazin: Hätten Sie es leichter gehabt in der DDR?

Yáñez: Schwer zu sagen, was aus mir geworden wäre. Man hat es mir zwar nie direkt gesagt, aber ich spürte immer, dass man von mir erwartete, dass ich eine Karriere in der Politik hinlege. Ich weiß nicht, ob ich ohne den Mauerfall zur Kunst gefunden hätte, zum kritischen Denken, zur späten Rebellion. Und wenn, dann wäre es sehr schwer geworden, öffentlich Kritik zu üben, frei zu sagen, was man denkt. In Chile geht das. Sehr inspirierend, dieses Land, mit einem unfassbaren Licht, mit einer Wüste, die einmal im Jahr blüht, mit diesen Opferritualen der Indios, die sich mit dem Katholizismus vermischen. Sehr inspirierend, aber dafür betrachtet die Gesellschaft einen mittellosen Künstler hier wie Dreck.

ZEITmagazin: Sie wohnen in Santiago in einem Haus mit Ihrer Großmutter. Wie findet sie Ihre Kunst?

Yáñez: Ich lese ihr manchmal etwas vor, aber sie kann mit Poesie nichts anfangen. Manchmal, wenn ich male, kommt sie runter in mein Atelier und schaut die Bilder an. Dann kommentiert sie das: Dieses da ist farblich ja ganz schön geworden. Das da ist zu dunkel. Sie hat Geschmack, wenn auch eher in einem dekorativen Sinne.

ZEITmagazin: Welche Rolle spielte Kunst in Ihrer Familie?

Yáñez: Schon eine gewisse. Meine Großmutter kannte Leute wie Bert Brecht und Hermann Kant. Mein Vater kommt aus einer Musikerfamilie. Am wichtigsten für meine Entwicklung aber war mein Großvater, der meine Seele mit poetischen Dingen gefüttert hat. Wir waren tauchen, fischen, er erklärte mir, wie die Bäume heißen, und ich erinnere mich, wie er einmal als Weihnachtsmann verkleidet aus dem Wald herausgesprungen ist. Das alles hat meine Fantasie angeregt. Als ich ein Kind war, dachte ich, dass in den Hochhäusern in der Leipziger Straße irgendwelche Wesen leben.

ZEITmagazin: Haben Sie das jemandem erzählt?

Yáñez: Nein, nie!

ZEITmagazin: Weil es so was nicht geben durfte?

Yáñez: Die Dinge mussten rational erklärbar sein. Realistisch. Alles andere galt als suspekt.

ZEITmagazin: Auch die Kunst.

Yáñez: Die Surrealisten galten in der DDR als dekadent, Bourgeoise, die Chaos stifteten und die staatliche Ordnung damit gefährdeten. Man warf ihnen vor, sich nicht in den Dienst des Klassenkampfes zu stellen. Verstehen Sie, alles in diesem Land war zubetoniert mit Ideologie. Das war das Schlimmste: Es gab kein Grau, nur Schwarz und Weiß. Kapitalismus und Kommunismus. Es gab Marx und Engels, Lenin, Luxemburg und Thälmann, interessante Leute, ohne Zweifel, aber auf die Dauer etwas eintönig, vor allem dann, wenn es nichts gibt, was die spirituellen Sehnsüchte befriedigt. Nicht einmal die Bibel haben wir gelesen in der Schule.

ZEITmagazin: Das lag in den Händen Ihrer Großmutter. Die war Ministerin für Bildung.

Yáñez: Das stimmt.

ZEITmagazin: Haben Sie ihr diesen Vorwurf mal gemacht?

Yáñez: Hab ich nicht, aber ich weiß, was sie entgegenen würde: Geh in die Bibliothek, wenn du sie unbedingt lesen willst. Ich spreche manchmal Dinge an, aber es ist schwierig mit ihr. Sie hat ihre Auffassungen. Sie steht zum Kommunismus in einer Weise, die mir nicht gefällt. Sie ist sehr stur.

ZEITmagazin: Sagt sie immer noch, dass sie ihr Weltbild nicht auf dem Altar der Zeitgeschichte opfern will?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Yáñez: Nicht dass ich wüsste. Sie macht sich auch ihre Gedanken, und ich bin sicher, dass sie weiß, was falsch gelaufen ist. Aber sie spricht darüber nicht.

ZEITmagazin: Weil sie zu stolz ist?

Yáñez: Nein, sie erkennt nur keine Notwendigkeit darin.

ZEITmagazin: Wie geht es ihr zurzeit?

Yáñez: Es geht ihr gut. Sie schreibt Briefe, und sie liest sehr viel, Bücher, linke Zeitungen, ich habe ihr gezeigt, wie das Internet funktioniert, und seitdem liest sie jeden Morgen Spiegel Online. Manchmal kommen Genossen von der kommunistischen Partei vorbei, und dann fahren sie zum Strand. Das sind Leute, die haben die DDR anders wahrgenommen als viele Deutsche. Für die war das ein Zufluchtsort, ein soziales Paradies, etwas, das sie sich für Chile auch gewünscht hätten, und viele wünschen es sich heute noch.

ZEITmagazin: Haben Sie Ihre Herkunft nie als Last empfunden, als lebenslange Bürde?

Yáñez: Nein, nicht in dem Sinne, dass ich mir gewünscht hätte, in eine andere Familie geboren worden zu sein. Ich zehre von dem Chaos, das sie in mir angerichtet hat. Ich versuche es zu ordnen. Es ist ein Reichtum, aus dem auch jemand wie van Gogh geschöpft hat.

ZEITmagazin: Es gibt in Deutschland eine Frau, die glaubt, dass Sie ihr Sohn seien. Sie sagt, die Stasi habe Sie entführt.

Yáñez: Ich weiß, sie hat mir geschrieben. Ihr eigener Sohn ist 1979 verschwunden, seitdem sucht sie ihn. Ich verstehe, dass sie Probleme hatte, dass sie verzweifelt ist, aber ich bin es nicht, ich kann es nicht sein. Das Foto, das sie mir geschickt hat und auf dem sie mich für ihren Sohn hält, ist von 1976, und da bin ich mit meinen Eltern abgebildet.

ZEITmagazin: Sie sagt, Sie ähnelten ihrem Mann sehr, als dieser so alt war wie Sie heute, und Sie sähen überhaupt nicht aus wie ein Chilene.

Yáñez: Mag sein, aber die Gene spielen manchmal verrückt. Ich weiß, dass es Zwangsadoptionen gegeben hat in der DDR, aber dass mein Großvater über die Stasi die Entführung eines Kindes angeordnet hätte, halte ich für völlig aus der Luft gegriffen. Komplett absurd. Ich habe keine Zweifel an meiner Identität.

ZEITmagazin: Haben Sie ein großes Lebensziel?

Yáñez: Wenn ich eins hätte, würde ich es Ihnen nicht verraten. Aber ich träume davon, die Grenzen meiner Sprache zu erweitern, mit ihr die unsagbaren Dinge zu ertasten. Ich wünsche mir, dass auch die Deutschen meine Bücher lesen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ZEITmagazin: Würden Sie gern mal wieder nach Deutschland zurückkehren?

Yáñez: Sehr gerne. Ich würde gerne all die alten Orte in Berlin aufsuchen, die Leipziger Straße, unser Haus, die Schule, aber leider habe ich kein Geld für einen Flug. Und ich habe immer noch ein bisschen Angst vorm Reisen.

Mein größter Freiraum ist mein Kopf

Angela Jansen ist Schauspielerin, Malerin, Vorsitzende eines Vereins - und seit zwölf Jahren komplett gelähmt. Sie wird künstlich beatmet. Und wäre trotz allem gern ihre eigene Firma.

Ein Gespräch - geführt mit dem linken Auge.

- Angela Jansen liegt im Bett. Ein kleiner Terrier tobt durch die Wohnung. Über das Bett, über die Frau hinweg. Immer wieder. Als wäre sie gar nicht da. Die 55-Jährige leidet an einer irreversiblen Schädigung der Motorneuronen, Nervenzellen, die für Muskelbewegungen zuständig sind. Die Krankheit heißt ALS - Amyotrophe Lateralsklerose. Deren Ursache kann niemand wirklich erklären. Muskel für Muskel in Jansens Körper wurde nach und nach einfach abgeschaltet. Ohne dass irgendjemand etwas dagegen hätte unternehmen können. Ohne dass ihr irgendjemand hätte sagen können, warum. Angela Jansen ist einer der drei bis acht Fälle pro 100 000 Einwohner, denen dieser Albtraum widerfährt. Sie ist seit zwölf Jahren auf eine Beatmungsmaschine angewiesen, auf sieben Pfleger und Helfer. Sie kommuniziert über die Bewegungen ihres linken Auges, steuert damit ihr Büro, das Schreibprogramm - praktisch ihr ganzes Leben.

brand eins: Wie geht es Ihnen heute, Frau Jansen?

Angela Jansen: Gesundheitlich gut, danke. Es gehört ja zum guten Ton, etwas verschnupft zu sein. Ich stehe nur gerade wieder auf Kriegsfuß mit der deutschen Bürokraten-Attitüde. Mit meinem Anwalt versuche ich, die Behörden in den Halswirbeln etwas gelenkiger zu machen. Zum Nicken.

Darf man Ihnen solch eine Frage überhaupt stellen, die nach dem Befinden?

Warum denn nicht?

Könnte doch sein, dass das zynisch für Sie klingt.

Ach, die Leute denken immer, man müsste mit ALS todkrank sein. Ich verzeihe das den Sich-Bewegenden. Sie schließen von der Unbeweglichkeit des Körpers immer auf die Unbeweglichkeit des Kopfes. Das ist auch das Problem mit den Behörden. Die können sich einfach nicht vorstellen, dass eine so schwere Behinderung, also gelähmt und beatmet zu sein, den Kopf völlig auslässt.

Die halten Sie für nicht zurechnungsfähig?

Durch die Lähmung kann ich nicht mehr unterschreiben. Deshalb sieht das Gesetz einen Betreuer vor. Für das Unterschreiben. Die Ämter folgen aber auch der verstaubten Richtlinie, dass Dinge zum Beispiel meine Pflege - deshalb nicht mehr mit mir als mündiger Person besprochen werden können. Alle Korrespondenz führen sie über

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

meine Betreuerin. Als normaler, mündiger Volljähriger kann ich mich eigentlich nur im Internet bewegen.

Ist es anstrengend, mit den Augen zu schreiben?

Für mich nicht. Anstrengend sind ja nur helle Hintergründe. Die machen die PC-Arbeit so anstrengend. Aber das Eyegaze - mein Schreibprogramm - ist schwarz, und so müssen meine Pfleger mein Gequatsche fast 20 Stunden am Tag ertragen. Wollen Sie es mal ausprobieren?

Ja, gern.

Dann müssen wir fix Kati anrufen. Die kann es Ihnen einstellen. Sekunde mal.

(Angela Jansen schreibt eine SMS, mit dem linken Auge.) So geht das Simsen. Genial, oder?

Dieses kurze Gespräch hat knapp eine Stunde gedauert. Die Situation ist gewöhnungsbedürftig. Man schaut nicht der Person ins Gesicht, mit der man spricht, sondern auf einen Bildschirm.

Buchstabe für Buchstabe liest man das Gesagte. Es gibt auch ein Sprachprogramm, aber diese Plastikstimme ist noch seltsamer. Wir einigen uns auf mitlesen statt mithören.

Angela Jansen sagt, sie sei gesund wie jeder andere auch - sie könne sich nur nicht bewegen. Menschen unterteilt sie in die Sich-Bewegenden und die Sich-nicht-Bewegenden. Sie lässt sich einen Kaffee bringen. Er wird ihr langsam mit einer Spritze in einen Schlauch gedrückt, der in ihren Körper führt. Dieser Körper ist für sie zu einem Kokon geworden. Sie ist in sich selbst gefangen. Kann deswegen allein nirgendwo mehr hin. Würde ohne die Beatmungsmaschine ersticken. Sie war einmal eine leidenschaftliche Tänzerin. Jetzt ist sie eine Art lebende Skulptur.

Man sitzt an ihrem Bett, in ihrem Zimmer - und fühlt sich unsicher. Man kann zwar auf dem Bildschirm lesen, jedoch nicht in ihrem Gesicht. Das zeigt keine Reaktion, kein Schmunzeln, kein Stirnrunzeln. Ebenso der Körper: kein Vorbeugen, Zurücklehnen. Ein regloser Mensch, dessen linkes Auge schreibt. Man muss Geduld mit ihr haben, sie ausschreiben lassen, eigene Gedanken und Worte so lange aufheben. Vom dauernden Mitlesen schmerzt bald der Nacken. Angela Jansen sagt, das sei das Problem des Sichbewegen-Könnens.

Ihr Bett ist eine Mischung aus Intensivstation und Multimedia-Büro. Eine Beatmungsmaschine schnauft. Zwei Bildschirme sind vor ihr angebracht. Word, Powerpoint, Skype, SMS - sie kann all das mit den Bewegungen ihrer linken Pupille steuern. Später beim Abschied fragt sie, ob sie unser Gespräch noch ausdrucken soll - und erledigt es mit zwei Lidschlägen.

Ihre Tochter Kati trifft ein. Deren kleiner Terrier tobt wieder durch die Wohnung. Über das Bett, über Frau Jansen. Immer wieder. Als wäre sie gar nicht da. Vor ihrer Krankheit arbeitete Angela Jansen als Disponentin in der Logistik der britischen Streitkräfte in Berlin. Sie ist ausgebildete Lehrerin und alleinstehende Mutter. Bevor die Tochter das Eyegaze von ihrem Bett wegrückt, schreibt Angela Jansen:

"Nun sind Sie dran. Und nicht so rumhampeln!"

Dann wird ihr Bildschirm zu mir gedreht und die darin integrierte Kamera auf meine Pupille ausgerichtet. Ein Buchstabenfeld erscheint. Der Cursor bewegt sich, wohin man schaut. Man stolpert durch das Alphabet. Ruht der Blick länger als 0,7 Sekunden auf einem Buchstaben, hat man ihn geschrieben. Angela Jansen ist dreimal so schnell wie ich. "A-U-G-E-N A-U-F I-M S-C-H-R-I-F-T-V-E-R-K-E-H-R" - eine wundervolle Konzentrationsübung. Man muss den Körper vergessen, muss ohne Hände und Füße, ohne Mimik und Kopfbewegungen auskommen. Nicht rumhampeln eben. Nur gucken.

Können Sie sich an die Zeit erinnern, als Sie sprechen konnten?

Ungern. Ich erinnere mich, wie die Sprache immer verwaschener wurde, meine Ungeduld wuchs, und an dieses hilflose Ausrasten, wenn die anderen einen nicht verstanden haben. Am schlimmsten war die Erkenntnis, dass die Erde sich gnadenlos weiterdreht, völlig ungeachtet dessen, ob ich gerade eine witzige Bemerkung machen wollte. Eine solch arrogante Ignoranz war ich gar nicht gewöhnt. Das war furchtbar zu lernen. Keiner schert sich darum, dass meine königlichen Worte auf Partys nicht dabei waren - ich aber sehr wohl anwesend. Das war ne fürchterliche Zeit.

Haben Sie den Klang Ihrer Stimme noch im Gedächtnis?

Die ist auf irgendeinem Video. Obwohl man seine eigene, konservierte Stimme ja immer entsetzlich findet, würde ich sie als sympathisch bezeichnen. Heute, mit dem Abstand.

Wann haben Sie zum letzten Mal gesprochen?

Vor zwölf Jahren.

Haben Sie sich verändert in dieser Zeit? Sie sagen ja, es sei nur der Körper, der krank ist.

Ich fühle mich gleich. Meine Kids sagen, ich hätte mich verändert. Natürlich lerne ich viel. Ich habe mich früher nie in Situationen aufgehalten, die mich genervt haben. Nase hoch und auf dem Absatz gedreht. Ich war weg. Das geht nicht mehr. Obwohl ich nicht als arrogant galt, finde ich es aus meiner heutigen Sicht schon sehr arrogant, einfach so auf dem Absatz zu drehen. Ich hatte nie Geduld. Ich musste das wirklich bitter lernen. Oder mal wütend sein. Die Stimme arrogant, abfällig, bewundernd oder sexy färben - nix. Da freue ich mich heute schon über eine Computerstimme, die so zauberhaft sauer 'Arschloch' sagt. Ich meine, das sagt ne Menge ...

Gab es eigentlich diesen Moment, als die Zeit stehen blieb? Sie von nun an in Ihrem Körper gefangen waren, diesen Tag X?

Nein. So einen Tag gibt es nicht bei ALS. Man muss aber über Jahre hinweg jeden einzelnen Tag einen Zentimeter seiner Beweglichkeit, seiner Autonomie und seines gewohnten Lebenstempos an die Krankheit abgeben. Jeden Tag. Sie wissen nicht, was sich ALS heute nehmen wird. Sie wissen nur: heute wieder. Es ist, als würde man ganz langsam in sich selbst hineinwachsen. Das Einzige, das Sie dabei behalten dürfen, sind Kopf, Seele und Gefühle. Und die Hoffnung, dass ALS etwas abzuholen vergisst ...

Fragt man jetzt besser nicht, was die Krankheit vergessen hat, damit man sie nicht auf blöde Gedanken bringt?

Doch, doch. Mir kann ja nix mehr passieren. Ich bin gelähmt und beatmet - man nennt das "ALS im finalen Stadium". Mir passiert nix mehr. Das erleichtert irgendwie.

Okay, wo hat sie also geschludert? Was ist geblieben?

Ich kann die Füße noch ganz wenig bewegen. Ich kann ganz hinten mit der Zunge noch schlucken, und die essenziellen Gesichtsmuskeln für Mimik sind geblieben.

Erlaubt das noch irgendeine Art von Freiraum?

Freiräume sind mein "Ich zeig's euch". Mein größter Freiraum ist mein Kopf geworden. Meine Gedanken. Mich zu verweigern ist mein Freiraum. Nicht krank zu sein und das auch durchzusetzen ist Freiraum. Die Krankheit vorzuschieben, wenn mich etwas langweilt, verschafft mir Freiräume. Das ist alles so reduziert auf die wirklichen Werte durch die Krankheit - oder? Welcher Sich-Bewegende sieht es als Freiraum an, denken zu dürfen?

Und was können Sie mit Denken machen? Kommt man damit über den Tag?

Mit Denken kommt man gut über den Tag. Ich habe außerdem das Eyegaze und den PC - da richte ich mich mit ein. Von Zeit zu Zeit gibt es ja auch noch Menschen - kleiner zynischer Scherz ...

Das Erstaunliche ist, wie Angela Jansen ihre Persönlichkeit nach außen bringt, obwohl doch auch diese Persönlichkeit in ihrem Körper eingeschlossen ist. So hat sie versucht, als Person in der Welt zu bleiben. Hat einen Verein gegründet, ist nach Paris gefahren, malt - mittels einer Software, die sie über Gehirnaktivität steuern kann. Vielleicht wird sie demnächst für ein paar Tage in eine Galerie ziehen. Sie war auch schon mit ihrem Körper im Theater. Christoph Schlingensief - sie nennt ihn mit den Initialen nur CS - hatte sie auf die Bühne geholt.

Mussten Sie damals lange überlegen?

Nö, als CS mich fragte, habe ich sofort zugesagt. Ich wollte raus. Was tun. Einen Stein ins Rollen bringen. Das spielte sich natürlich zuerst alles noch im Bauch ab. Was ich wollte war: mitmachen. Bühne. Äktschn ...

Und wie war es dann auf der Bühne?

GEIL!

Erst mal mussten Sie aber da hin. Wie?

Vor lauter Vorsicht wurde ich liegend transportiert, am Bühneneingang in ein anderes Bett gelegt und dann zur Bühne geschoben. Mitten in die Kulisse! Aber es war noch nicht das, was CS sich so vorstellte. Am nächsten Probenstag stand das Bett mitten im Zuschauerraum! Oookäiii, dachte ich - das schaffst du auch.

War so eine Aktion nicht ein großes Risiko?

Risiko? Was denn für ein Risiko? Ich wurde das häufig gefragt und verstehe die Frage bis heute nicht. Wovor sollte ich Angst haben? Dass ich aus dem Bett falle? Mir das Genick breche? Womöglich gelähmt bin?? Hab ich alles auch so.

Und die Leute - wie haben die reagiert?

Die waren der Hit! Total verunsichert. Schauten betreten in eine andere Richtung, auf den Boden, an die Decke. Und das war SCHWER! Der große Theatersaal. 500 Sitzplätze. Schummriges Licht - und ich im Bett, MITTEN DRIN! Ein Spot direkt auf mich. Bühne leer. Gedimmt beleuchtet. Es war schlicht UNMÖGLICH, nicht zu mir zu schauen! Doch die Menschen können auch das. Im Hinsehen wegschauen. Einige wenige kamen und schauten, um zu kontrollieren, ob ich auch echt sei. Sie suchten verzweifelt nach diesem Betreuenden, um sich dann über das Bett hinweg über mich zu erkundigen.

Und was war Ihre Rolle?

CS mag Improvisation. Ich hatte feste Passagen und Stellen, die ich nach Gutdünken variieren durfte. Zum Beispiel starb ein Fußballer in dieser Zeit an ALS. Zu ihm habe ich etwas gesagt - oder auch zum Tagesgeschehen - je nach Gefühl und Wellenschlag.

Hatten Sie Lampenfieber?

Ohne Ende! Ich bestehe seitdem auf einige Minuten der inneren Sammlung vor großen Auftritten. Wie ne Diva.

Sie malen auch. Über eine Software, die Sie mental steuern können.

Ich habe gern mit Farben und Formen zu tun. Ich genieße es, eigene Werke zu erschaffen. Dann merke ich, wie erlebnisabhängig Formen und Farben sind. An dem einen Bild von mir sieht man so unheimlich deutlich, wie sauer ich war. Es sind nur Farben und Kreise. Also ICH sehe es. Für andere sind es halt nur Kreise.

Und da wir schon über Ihre Beschäftigungen reden: Vorsitzende eines Vereins sind Sie auch noch.

Das kam so: Ich bin seit 15 Jahren auf Spezialtransporte angewiesen. Das ist ne echt harte Prüfung. Man muss die vorher bestellen. Die platzen dann natürlich notgedrungen in die schönste Fete oder vergessen einen komplett. Das nervt und behindert. Ich hab immer gegrübelt, wie man das ändern und einen eigenen Wagen kaufen kann. In der 24h-Pflege ist man zumeist auf finanzielle Unterstützung angewiesen, falls man auf dem Konto keine 6-7 Stellen vor dem Komma hat. Die Pflege frisst alles. Wertsachen darf man auch keine mehr haben. Da kam mir die Idee mit Stiftung und/oder Verein. Gemeinsam mit einem Gefährten - Oliver Jünke, aktiv und fit im Rolli - gründete ich den Verein. Wir wollen nicht nur mobil sein. Wir wollen mit dem, was wir selbst erlebten und lernen mussten, anderen Betroffenen helfen. Wir haben eine Website mit unseren Erfahrungen gestaltet. In 22 Monaten hatten wir 100 000 Klicks.

Und haben Sie das Auto auch schon?

Wir sparen noch. Das soll ein Auto sein, in dem man mehrere Rollis verankern kann und wo Platz genug ist, auch während der Fahrt abzusaugen. Diese Autos sind etwas, ähm - teurer. Wir suchen Sponsoren, sammeln Spenden und wollen, dass ALS damit bekannter wird, verstandener und so mehr geholfen werden kann. Ich finde - egal, was Mediziner sagen -, an ALS müsste heutzutage niemand sterben. Es gibt Beatmung, es gibt Hilfsmittel. Aber trotzdem liegt die Überlebenszeit nach Diagnosestellung nur bei drei bis fünf Jahren. ALS-ler sterben an gebrochenem Herzen. Nicht an ALS.

Manche können das vielleicht einfach nicht, so zu leben.

Natürlich muss man seine bisherige Lebensvorstellung komplett in den Papierkorb schmeißen. Wer in dieser Zeit eine Fee an seiner Seite hat, der schafft ein neues Lebenskonzept. Es ist gar nicht mal schwer, das neu zu basteln, mit dem, was bleibt, nämlich Gehirn, Seele und Gefühl. In meinen Vorträgen sage ich oft, dass man trotz allem Wünsche, Träume, Ziele und Aufgaben braucht. Wer das hinkriegt oder jemanden hat, der einen trotz der Diagnose für "normal" hält, der hat eigentlich gewonnen.

Sie halten Vorträge?

Joo.

Wie denn das?

Das ist eine Powerpoint-Präsi, von der ich den Text hier speichere und mit skurril anmutenden Satzzeichen dem Sprachprogramm so etwas Ähnliches wie Betonung beibringe. Zum Umblättern bastle ich einfach Bilder hin, und dann passt das.

Und wo halten Sie diese Vorträge?

Öhm ..., Messen, Unis, Schulen. Auch Tagungen. Kongresse. Je nachdem.

Angela Jansen kann Theater spielen, Vorträge halten, einen Verein leiten, mit dem linken Auge sprechen und Gespräche ausdrücken. Sie wäre gern ihre eigene Firma, möchte Pflegebudget und Pflege selbst managen. Sie glaubt, dass sie das von ihrem Bett aus effizienter tun könnte als jeder Behördenmitarbeiter. Allein die Personalkosten machten im Jahr fast eine halbe Million Euro aus. Das könnte theoretisch funktionieren. Die Gesetze erlauben und fördern es sogar. Nur kann Angela Jansen - obwohl sie so vielerlei kann - eben nicht selbst unterschreiben.

Ist das wirklich ein so großes Problem, eine autonome Pflege zu gestalten?

Ich bin mündig und geschäftsfähig. Ich muss aber jemanden haben, der für mich unterschreibt. Und das verstehen viele als "nicht klar im Kopf".

Deshalb ist es nötig, die Nackenwirbel bei den Behörden etwas zu lockern - damit Sie eine Firma sein können?

Ich habe aufgrund des Pflegenotstandes große Probleme, meine 24h-Versorgung besetzt zu bekommen. Da wird schnell versucht, einen in so eine Aufbewahrungsanstalt zu schicken. Sie kennen es unter dem Namen stationäre Unterbringung. Ich sehe in der Selbstorganisation meiner Pflege meine einzige Chance, die Sache in den Griff zu kriegen. Die Krankenkassen sind bei der Einleitung dieser Versorgungsform zwar bemüht, aber doch recht ungeübt. Dann kommt hinzu das Gedöns mit: der Betreuer muss unterschreiben, und alle Kommunikation läuft über diesen Unterschreiber - demzufolge KAN N ich ja nur unzurechnungsfähig sein. Und mich mit einem hohen sechsstelligen Betrag im Jahr allein für die Personalkosten in der Pflege rumspielen lassen? Das können sich die Kostenträger schwer vorstellen, kann man denen gar nicht übel nehmen.

Und wenn Sie könnten, wie Sie wollten?

Dann wäre ich eine Firma. Würde Pfleger einstellen, wie ich sie brauche. Mein Budget selbst einteilen. Außerdem über den Verein eine Art Versorgungsbörse einrichten. Das ALS-Mobil anschaffen. Ich möchte viel mehr auf die Bühne +ins Leben +mit Leuten sprechen +Menschen für den Kampf gegen ALS begeistern +ne richtige Welle machen, damit die schlafenden Hunde endlich erwachen und was tun! -

Man müsste mal über Köln sprechen

Kerstin Greiner, Tobias Haberl, Wolfgang Luef, Dominik Stawski, Gabriela Herpell,
SZ-Magazin, 01.04.2011

Der Ort: Das »Brauhaus Gilden im Zims« in Köln

Die Gäste: 13 Menschen, die uns interessieren

Die Zeit: 4. Dezember, Mittag bis Mitternacht

Die Themen: Rheinische Proleten, Shakespeare, Fangesänge, Wanderwege,
Mittelmaß, Konstantin Neven DuMont, verpasste Heimsiege, Tätowierungen, Kostüme
und der Tod

Fotos: Peter Rigaud

Jörg Schönenborn

46, Chefredakteur

Kopf des WDR und Gesicht des *Presseclubs*. Dazu seit 1999 ARD-Wahlmoderator
und damit Herr über alle Tortendiagramme.

Helge Malchow

60, Verleger

Als Chef von Kiepenheuer & Witsch Verleger der wichtigsten Kölner Autoren. Herr
über den Böll-Nachlass, der im Stadtarchiv lagerte.

Karin Beier

45, Intendantin

Führte das Schauspiel Köln zurück in die Riege der großen deutschen Theaterstätten.
Auch als Regisseurin reiht sie Erfolg an Erfolg.

Peter Kloeppe

52, Chefredakteur

Erinnerungswürdig, wie er am 11. September 2001 sieben Stunden lang sehr souverän
vor der Kamera stand. Seit 1985 bei RTL.

Richard David Precht

46, Schriftsteller

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sagenhaft erfolgreich mit dem Sachbuch *Wer bin ich und wenn ja, wie viele?*, das Heidenreich in *Lesen!* so lobte.

Manuel Andrack

45, Autor

Man kennt ihn als Sidekick und Redaktionsleiter von Harald Schmidt. Nun schreibt der Neu-Saarländer Bücher. Etwa übers Wandern.

Elke Heidenreich

67, Autorin

Liest mehr als alle Deutschen zusammen. Hat die Kölner Kinderoper gegründet. Leider gibt es ihre ZDF-Sendung *Lesen!* nicht mehr.

Manfred Lütz

56, Psychiater

Arzt, Philosoph und katholischer Theologe mit Hang zum Welterklärer. Schrieb den Bestseller *Irre! Wir behandeln die Falschen*.

Mark Benecke

40, Kriminalbiologe

Ausbildung u. a. beim FBI. Untersucht Insekten, Leichen und andere Spuren an Tatorten. Dozent an Universitäten in vielen Ländern.

Jürgen Domian

53, WDR-Moderator

Hat in 15 Jahren mit 20 000 Anrufern gesprochen, die ihm nachts ihre Geheimnisse offenbaren, darunter Pädophile und Suizidgefährdete.

Franz-Josef Antwerpes

76, Ex-Regierungspräsident

Schaffte es, trotz des Amtes eine schillernde Person zu sein. Spitzname: »Letzter Kurfürst von Köln«.

Frank Schätzing

53, Schriftsteller

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hat den Bestseller *Der Schwarm* geschrieben, der sich weltweit 3,8 Millionen Mal verkaufte. Macht Musik und Werbung für Unterhosen.

Cordula Stratmann

47, Komikerin

In *Zimmer frei* und *Schillerstraße* improvisierte sie sehr schön schräg. Ihr Roman *Sie da oben, er da unten* ist ein Bestseller.

Zeit: 12:00 - 12:45 Uhr

Themen: Konstantin Neven DuMont, Viva Colonia, Die Kölner Abrisstradition

Bestellungen: Kaffee, Orangensaft, Mineralwasser

Köln, ein Freitagmittag im Dezember. Es ist noch nicht viel los im »Brauhaus Gilden im Zims« am Heumarkt. Am Fenster hat das »SZ-Magazin« einen Tisch reserviert. Der erste Gast, WDR-Chefredakteur Jörg Schönenborn, kommt um Punkt 12.

SZ-Magazin: Sie sind aber pünktlich.

Jörg Schönenborn: Ich habe Gäste heute Abend, muss noch einkaufen. Ich muss mir etwas einfallen lassen, weil ein Gast kein Fleisch isst. Fleisch finde ich gut. Man schiebt das bei 180 Grad in den Ofen und hat ein tolles Essen.

SZ-Magazin: Für wen kochen Sie?

Schönenborn: Für die Chefredaktion. Fünf Personen.

Schönenborn bestellt Orangensaft.

SZ-Magazin: Um welche Tageszeit beginnt man mit Kölsch?

Schönenborn: An der frischen Luft immer. Da stehen morgens schon die Ersten. In der Stadt ist ja alles Theke im Sommer.

SZ-Magazin: Mögen Sie die Kölner Altstadt?

Schönenborn: Nö. Die richtigen Kölner wohnen in der Südstadt, da, wo das Stadtarchiv war. Die Hälfte meiner Mitarbeiter hätten den Einsturz hören können, wenn sie zu Hause gewesen wären.

SZ-Magazin: Wenn man mit dem Taxi durch Köln fährt, hat man nicht das Gefühl, in einer besonders schönen Stadt zu sein.

Schönenborn: In Hamburg oder Berlin wird mir das auch klar. Ein Wiederaufbauproblem. Das einzig Schöne ist der Blick auf den Dom, da geht Kölnern das Herz auf.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Um 12:07 Uhr betritt der Verleger Helge Malchow das Lokal.

Schönenborn: Herr Malchow, grüß Sie.

Bedienung: Was möchten Sie trinken?

Helge **Malchow:** Ich werde im Lauf der nächsten Stunden auch ein Kölsch trinken, aber erst mal einen Kaffee. Sie haben eine Menge Autoren von KiWi (Abkürzung für den Verlag Kiepenheuer & Witsch, Anm. d. Red.) eingeladen.

SZ-Magazin: Sagt das mehr über uns oder über Köln?

Malchow: Wir sind hier schon der Platzhirsch, bekannte Autoren wie Günter Wallraff und Dieter Wellershoff sind alle bei uns. Es gibt keinen vergleichbar großen literarischen Verlag in Köln. Vielleicht noch DuMont.

SZ-Magazin: Gerade ist DuMont mehr im Gespräch als KiWi.

Malchow: Ja, aber nur der Zeitungsverlag. Der Knatsch in der Familie ist Tages-, Wochen- und Monatsgespräch.

SZ-Magazin: Es gibt Leute, die sagen, dass dem Verlag nichts Besseres passieren konnte.

Schönenborn: Als dass der junge DuMont rausfliegt?

Malchow: Ist auch eine Variante. Aber vor allem ist es eine sehr traurige Familiengeschichte.

12:19 Uhr. Die Theaterintendantin Karin Beier kommt.

Schönenborn: Hallo, Frau Beier.

Malchow: Tach. Jetzt sind wir schon drei.

Beier bestellt Wasser.

Malchow: Über Theaterarbeit und Kölsch gibt es eine interessante Passage in der Autobiografie von Peter Zadek. Der große Regisseur hat seine Karriere ja in Köln begonnen.

Karin **Beier:** Ist das wahr?

Malchow: Er kam 1958 aus London zum ersten Mal nach dem Krieg nach Deutschland, und zwar nach Köln, und inszenierte am Theater am Dom.

Beier: Ach so, ja, das weiß ich.

Malchow: Und direkt danach am Schauspielhaus. In dem Buch erzählt er von den Proben in Köln: Er brüllte rum, wenn es Streit gab, aber das führte zu nichts. Die Schauspieler sagten immer nur: Komm, lass uns doch heute Abend ein Kölsch trinken. Er wusste gar nicht, was das heißt: Kölsch. Aber irgendwann hat er verstanden: In Köln werden solche Grundsatzdebatten abends beim Kölsch geführt. Und er hat gedacht: Na, dann eben beim Kölsch. Aber wenn man dann beim Kölsch saß, wurde nie wieder über das Thema gesprochen.

Beier: Meine Erfahrung zeigt genau das Gegenteil: Ich war eine Weile in Wien, da ist diese direktere, ruppige Art gar nicht existent. Da gibt es das Wort Nein im aktiven

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wortschatz gar nicht. Wogegen wir in Köln ja schon daran gewöhnt sind, alles relativ direkt beim Namen zu nennen. Das beschleunigt die Arbeit ungemein.

Malchow: Echt? Das ist dann die neue kölsche Theaterarbeit.

Beier: Ich finde, gerade hier kann man sehr direkt reden. Ohne Samthandschuhe. Bist du Kölner?

Malchow: Ich bin kein Kölner, aber seit 30 Jahren hier.

Beier: Dann bist du Kölner. Und Sie, Herr Schönenborn, Kölner?

Schönenborn: Ich bin in Solingen geboren.

Beier: Ich fand diesen Lokalpatriotismus früher natürlich peinlich - aber ich habe den auch. Aufgefallen ist mir das zu Karneval. Ich gehöre zu den Leuten, die Karneval mitfeiern, allerdings immer nur einen Tag.

Schönenborn: Welchen?

Beier: Den Sonntag.

Malchow: Ich feiere donnerstags.

Schönenborn: Weiberfastnacht.

Beier: Ich ertappe mich dann dabei, diese Karnevalslieder mitzusingen. Am liebsten Viva Colonia.

SZ-Magazin: Das wird auf dem Oktoberfest auch gesungen.

Malchow: Das ist auch schon globalisiert.

Etwa 12:30 Uhr.

SZ-Magazin: Was ist Ihr Kostüm im Karneval?

Beier: Ich krame zusammen, was ich im Kleiderschrank finde. Alles durcheinander - mit Rastafarilocken und einem grünen Samtmantel.

Malchow: Man zieht sich irgendwas an und erfindet dann einen Namen für das Kostüm. Etwa: der entfesselte Kleinbürger.

SZ-Magazin: Ganz schön intellektueller Humor.

Malchow: Ich bin mal über Karneval nach Brasilien geflohen. Erst dann fiel mir auf, dass dort ja auch Karneval ist.

Schönenborn: Sie wussten nicht, wann da Karneval ist?

Malchow: Ich dachte, es sei vielleicht eine Woche vorher, aber nein. Mich hat sehr erstaunt, dass der Karneval dort viel weniger intensiv ist als in Köln. Es gibt ein Sambadrom, da geht man hin. Aber der Rest der Stadt ist wie immer, während der Karneval in Köln fünf Tage richtig ins Leben reingeht. Wenn man nichts damit zu haben will, dann muss man wegfahren.

SZ-Magazin: Aber Sie machen alle nur einen Tag mit. Wie schaffen Sie das?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Beier: Im Bett bleiben. Wir sind ja über den Lokalpatriotismus auf Karneval gekommen. Der Kölner meckert auch verdammt viel über seine Stadt. Das ist eine Form von Auseinandersetzung mit der kriminellen Energie hier, die man verabscheut, die aber auch ihren Reiz hat. Das ist eine große Liebe, zusammengesetzt aus Sentimentalität und Kritik.

Malchow: Wenn man in Köln zum FC geht, sagt der Stadionsprecher: Willkommen in der schönsten Stadt Deutschlands. Am Anfang dachte ich, das sei Ironie. Aber das glauben die Leute wirklich.

Schönenborn: Weil sie nie über Dormagen hinausgekommen sind.

SZ-Magazin: Sie teilen die Meinung des Stadionsprechers nicht?

Malchow: Picasso hat von der Schönheit hässlicher Bilder gesprochen. So könnte man es drehen. Die Zerstörungen sind so monströs, auch die Wiederaufbauzerstörungen, dass es schon wieder ein Phänomen ist. Der Barbarossaplatz ist der hässlichste Platz Deutschlands.

Beier: Die Stadt hat auch eine große Abrisstradition.

SZ-Magazin: Frau Beier, Sie haben erfolgreich gegen den Abriss und für die Sanierung des Schauspielhauses gekämpft. Ihr anstrengendster Kampf?

Beier: Es war fremdes Metier für mich. Es hat mich an den Rand gebracht. Aber es hat sich gelohnt.

SZ-Magazin: Wäre so etwas wie Stuttgart 21 in Köln denkbar?

Malchow: Das war ja nichts anderes.

Beier: Wir hatten 50 000 Unterschriften. Der Rat hat dann seine Meinung geändert, deswegen musste es nicht zum Bürgerentscheid kommen. Wenn der Rat nicht so entschieden hätte und der Bürgerentscheid gescheitert wäre, hätte es hier eine Revolte gegeben.

Malchow: Oder Heiner Geißler.

Schönenborn: Die Kölner sind extrem stolz. Wenn Karnevalslieder gesungen werden, in denen Köln vorkommt, krieg ich auch feuchte Augen. Dabei gibt's ja keinerlei Erfolge oder Leistungen, auf die man stolz sein kann. Zerstörung nach dem Krieg, der Fußball, der Einsturz des Stadtarchivs ist eine Blamage, die Kunst wandert ab. Alles Misserfolge.

Malchow: Stimmt. Aber ich sehe Hoffnung. Vielleicht hat der Einsturz sogar dazu beigetragen, dass ein Ruck durch die Stadt geht.

Schönenborn: Es ist ja was da. Schwule und Ausländer fühlen sich hier seit Jahren wohl, das hat was mit der Lebensart zu tun.

Beier: Man hat ein Klischeebild des Kölners: dass man es ihm leicht machen muss. Aber ich finde die Bereitschaft, sich auf eine Anstrengung einzulassen, immens hoch hier, eben das Gegenteil des Kölners, der nur zum FC rennen und Karneval feiern will.

Malchow: Wenn wir Autoren nach Frankfurt, München, Berlin zum Lesen schicken, gibt es überall Probleme: Wo können sie lesen? Wo wollen sie lesen? In Köln nie. Das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hat schon mit der Bereitschaft zu tun, sich zu öffnen. In Köln geht man auch zu einer Veranstaltung mit einem Autor, von dem man noch nie etwas gehört hat.

Beier: Beim Theaterpublikum gibt es auch große Unterschiede zwischen Köln und Düsseldorf. Die Düsseldorfer regen sich auf, da hat man schnell einen Skandal. Bei Rechnitz von Elfriede Jelinek haben die Leute in Scharen das Theater verlassen. Das würde in Köln nicht passieren.

Malchow: Obwohl die Sache mit dem Plakat auch ein bisschen peinlich war.

Beier: Aber das war nicht die Kölner Bevölkerung.

SZ-Magazin: Welches Plakat?

Beier: Mein erstes Plakat für die Nibelungen wurde als gewaltverherrlichend und frauenfeindlich verboten. Schade, dass Alice Schwarzer jetzt nicht da ist.

SZ-Magazin: Was war denn darauf zu sehen?

Beier: Eine gefesselte Frau stand an der Wand mit einer Mülltüte über dem Kopf. Brunhild. Darum geht es ja im Stück. Das wurde von der Stadt verboten.

Malchow: Mit dem Argument, das könnte man dem Kölner nicht zumuten. In Berlin - da könnte man so was erlauben.

Beier: Kann man hier essen? Ich habe tierisch Hunger.

Zeit: 12:45 - 13:30 Uhr

Themen: Elfriede Jelinek, Korruption und Klüngel, Die Sauna am Neptunplatz

Bestellungen: Himmel un Äd, Reibekuchen, Kölsch

Kurz vor 13 Uhr. Beier und Malchow bestellen »Himmel un Äd« (gebratene Blutwurst auf Kartoffelpüree und Apfelkompott), Schönenborn bestellt Reibekuchen.

SZ-Magazin: Was denkt man als Kölner, wenn die Republik über den Archiveinsturz lacht?

Beier: Es gab die Titelseite der Titanic - das Bild aus der Nachkriegszeit, da steht nur noch der Dom und darunter die Zeile: »2012 - Hurra, die U-Bahn ist fertig«. Das fand ich irgendwie gut. Aber man darf nicht vergessen: Da sind Menschen ums Leben gekommen.

Malchow: Und die erste Reaktion des Bürgermeisters war: Ich bin kein Ingenieur.

Schönenborn: Zumal er im Urlaub war und sich ferngehalten hat von der Baustelle.

Malchow: Dann musste ihm erklärt werden, dass es einen Unterschied gibt zwischen persönlicher und politischer Verantwortung. Das würde einem Herrn Wowereit eher nicht passieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schönenborn: Das zeigt schon die Fäulnis der Stadt. Unsere größte Recherche beim WDR läuft seit sieben, acht Jahren und befasst sich mit dem Komplex Bank Oppenheim, dem Bauunternehmen Esch, der Stadt, der Sparkasse und diversen Baugeschäften, die immer zu Lasten der Steuerzahler gehen.

Malchow: Wäre das in Dortmund anders?

Schönenborn: Die Unfähigkeit zur Aufklärung hier ist schon unvergleichlich.

SZ-Magazin: Wie erklären Sie sich das?

Schönenborn: Dieser kölsche Klüngel ist eben doch eine Form von Kumpanei, die sehr real ist.

SZ-Magazin: Klüngel ist ein niedlicher Ausdruck dafür. Wie genau geht der Klüngel?

Beier: Ausdealen.

SZ-Magazin: Bestechung?

Schönenborn: Bestechung ist der strafrechtlich relevante Sachverhalt, der bewiesen werden müsste.

Malchow: Ich würde sagen, man kennt sich, man hilft sich.

Schönenborn: Wie das funktioniert? Die Stadt braucht ein neues Rathaus. Und gebaut wird das von Herrn Esch, da gibt es gar keine Ausschreibung. Finanziert wird es von der Oppenheim-Esch-Gruppe über einen Fonds, in dem viele bekannte Rheinländer ihr Geld anlegen und der höhere Renditen abwirft als viele andere Immobilienfonds. Die Renditen sind sichergestellt über eine 30-jährige Mietgarantie. Die Stadt mietet das Rathaus zu überhöhten Preisen. Das wird trotz einer dreistelligen Millionensumme vom Stadtrat so genehmigt. In den nächsten Jahren werden weitere, zum Teil noch größere Projekte wie die neue Messe nach dem gleichen Muster gebaut. Dann gibt es ein Verfahren, die EU schaltet sich ein, wegen des Verstoßes gegen das Wettbewerbsrecht, weil es keine Ausschreibung gegeben hat.

SZ-Magazin: Und es regt sich niemand auf?

Schönenborn: Na ja, lange Zeit wurde in den lokalen Zeitungen gar nicht darüber berichtet. Erst als der WDR das Ganze enthüllt hat und die Bild einstieg, tauchte das Thema richtig auf. Dazu sollte man wissen: Verleger Neven DuMont gehört zu den Anlegern beim Oppenheim-Esch-Fonds für Rathaus und Köln-Arena.

Malchow: Mein Verdacht ist, der Klüngel hat viel damit zu tun, dass man sich nicht beobachtet fühlt. Weil man sich hauptsächlich mit sich selber beschäftigt.

Beier: Und mit dieser Lust am Tricksen. Es gehört ja fast zum guten Ton, man darf sich nur nicht erwischen lassen.

Zeit: 13:30 - 14 Uhr

Themen: Der gedankliche Rasenmäher, Muskelrelaxans, Shakespeare

Bestellungen: Rheinischer Sauerbraten, Salat mit Hähnchenbruststreifen, Halver Hahn, Kartoffelsuppe

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

13:33 Uhr. Der ehemalige Regierungspräsident Franz-Josef Antwerpes betritt das Lokal.

Schönenborn: Herr Antwerpes, grüß Sie.

Franz-Josef **Antwerpes:** Herr Malchow, waren Sie neulich wieder in der Sauna?

Malchow: In welcher?

Antwerpes: Fitness Neptunplatz?

Malchow: Ja.

Antwerpes: Da lasen Sie.

Malchow: Da las ich ein Manuskript. Das tue ich manchmal, wenn ich drei Stunden Ruhe brauche, ohne Telefon. Ein Saunagang, Liegestuhl, lesen.

SZ-Magazin: Und da treffen Sie sich dann?

Antwerpes: Ja, aber er geht nur in die Sauna. Ich mache Fitness.

Antwerpes bestellt Rheinischen Sauerbraten und ein Kölsch.

SZ-Magazin: Kennen Sie sich?

Schönenborn: Ja. Ich habe ihn schon als junger Reporter mal interviewt, aber das weiß Herr Antwerpes wohl nicht mehr.

Antwerpes: Ich bin ja der Meinung, dass ich durch meine Talkshow bekannter geworden bin als nach 22 Jahren als Regierungspräsident. Das ist eine Schande.

SZ-Magazin: Talkshows machen nun mal bekannt.

Antwerpes: Ich habe die Sache von heute auf morgen aufgegeben, weil ich Krach kriegte mit meiner Co-Moderatorin.

SZ-Magazin: Herr Antwerpes, bitte erklären Sie doch einem Nicht-Kölner Ihre Rolle hier in der Stadt. Kennt man Sie hier?

Antwerpes: In Köln ist mein Bekanntheitsgrad verhältnismäßig gering. Meine Partnerin hat mir unlängst gesagt, ihr sei aufgefallen, wenn ich in Köln über die Straße ginge, hätten viele Leute so eine ironische Distanz zu mir, und das sei in Aachen völlig anders. Das liegt aber auch an der Mentalität. Ich bin ja kein Kölner. Ich komme eigentlich vom Niederrhein.

Schönenborn: Woher genau?

Antwerpes: Viersen. Zwischen Mönchengladbach und Krefeld.

SZ-Magazin: Das bringt uns zu einer Frage, die wir allen Eingeladenen stellen wollen: Warum leben Sie noch in Köln?

Antwerpes: Wenn man mal hier wohnt, bleibt man auch hier. Man hat seine Bekanntschaften. Und das Angebot an Kultur ist etwas größer als, sagen wir mal, in Schleiden in der Eifel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schönenborn: Geringfügig.

SZ-Magazin: Herr Schönenborn meint, es gibt wenig, worauf man als Kölner stolz sein kann.

Antwerpes: Ich geh da immer in die Geschichte rein: Im 14. Jahrhundert sind in Köln die Gaffeln gebildet worden, so etwas wie Zünfte. Seitdem ist Köln zünftig bestimmt, das findet sich heute noch in den Karnevalsgesellschaften. Wenn einer hochkommen will, stutzt ihn ein gedanklicher Rasenmäher wieder ins Mittelmaß zurück. Deshalb ist Köln die Inkarnation des Mittelmaßes, was aber auch etwas Wunderbares ist. Man ist nicht unten, nicht oben, sondern in der Mitte und hat sich da eingerichtet. Und Obrigkeit ist hier generell unbeliebt.

Schönenborn: Im WDR gibt es den Spruch: Hierarch zu sein heißt, das Recht zu haben, Vorschläge zu machen.

SZ-Magazin: Herr Antwerpes: Bleibt Köln, wie es ist?

Antwerpes: Immer. Da ändert sich nichts. Das mit dem Archiv war Pech, muss man sagen. Da kann man keinem einen Vorwurf machen. Na ja, okay, die Aufsicht hat nicht funktioniert, aber das würde ich nicht so eng sehen.

Schönenborn: Also es ist jemand schuld, aber man kann keinem einen Vorwurf machen, nicht?

SZ-Magazin: Was stürzt denn als Nächstes ein?

Antwerpes: Das ist noch nicht entschieden. Der Rat hat dazu noch nicht Stellung genommen. Der Dom wird es nicht sein. Der ist relativ stabil. Und wird auch ständig nachgebessert.

13:35 Uhr. Mittlerweile hat RTL-Chefredakteur Peter Kloeppe am anderen Ende des Tisches Platz genommen.

SZ-Magazin: Herr Kloeppe, müssen Sie heute noch arbeiten?

Peter **Kloeppe:** Ich arbeite schon den ganzen Morgen. Ich bin seit halb neun im Büro. Und muss gleich wieder zurück.

SZ-Magazin: Sie haben noch Sendung heute?

Kloeppe: Logisch. Ich nehme einen Salat, mit Hähnchenbruststreifen, bitte.

SZ-Magazin: Warum sind Sie noch in Köln?

Kloeppe: Ich lebe ja in Bonn. Aber ich habe auf 13 Jahre verteilt dreimal in Köln gelebt, 2001 bin ich nach Bonn umgezogen, wo ich mich sehr wohlfühle.

SZ-Magazin: Warum Bonn?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kloppel: Meine Frau ist Amerikanerin, unsere Tochter wächst zweisprachig auf. Es gibt in Bonn noch einige ganz gute internationale Schulen aus der Zeit, als Bonn Hauptstadt war.

SZ-Magazin: Wie ist Karneval für Ihre Frau?

Kloppel: Ich habe sie am allerersten Karnevalstag, an dem sie hier war, 1993, allein gelassen, und sie hat Sachen gemacht, die sie mit mir nie gemacht hätte: auf der Straße Bier getrunken, obwohl es geschneit hat. Was mir ein Graus ist. Aber wir sind beide keine Karnevalisten.

SZ-Magazin: Sie machen nicht mit? Die RTL-Karnevalspartys sollen legendär sein. Ihr Kostüm hätten wir gern gewusst.

Kloppel: Als ich in Köln-Königsdorf wohnte, hat mich der Karnevalsverein gefragt, ob ich nicht Ehrenmitglied werden möchte. Ich kann mit Karneval zwar überhaupt nichts anfangen, doch ich habe mich in ein Kuhkostüm gestürzt und eine Büttenrede auf Hessisch gehalten.

SZ-Magazin: Kennen Sie eigentlich die anderen am Tisch?

Kloppel: Vom Namen her alle, weil ich mich ein bisschen vorbereitet habe. Wobei ich entdeckt habe, dass Elke Heidenreich ausgerechnet in Korbach geboren ist, wo mein Vater lange Zeit gelebt hat und ich als Landwirtschaftsstudent auf einem Bauernhof gearbeitet habe.

SZ-Magazin: Ah, deswegen das Kuhkostüm?

Kloppel: Da kann ich zumindest sagen, es hat etwas mit meinem Leben zu tun. Ich hatte auch mal eine Schweinesammlung, alle möglichen, aus Holz und Porzellan. Aber wir haben sie bei RTL für einen guten Zweck versteigert. Irgendwann muss man sich von der Vergangenheit lösen. Auch von den Schweinen.

Um 13:40 Uhr kommt Karin Beier von der Toilette, mit schmerzverzerrtem Gesicht. Sie hält sich den Rücken und telefoniert.

Beier (*ins Telefon, kurz bevor sie auflegt*): Ich möchte sofort gespritzt werden!

SZ-Magazin: Ist was passiert?

Beier: Mein Rücken. Ich weiß nicht, was ich gemacht habe. Ich bin da eigentlich nicht anfällig.

SZ-Magazin: Jetzt gerade? Hier?

Beier: Jaja. Der Orthopäde soll mir da gleich was reinpfeffern. Es gibt doch so Zauberspritzen, oder? Ich halte heute noch einen Vortrag, und da möchte ich nicht im Rollstuhl reinfahren. Wahrscheinlich hauen die so ein Muskelrelaxans rein. Da wird man blöd im Kopf, oder?

Malchow: Hast du denn jemanden erreicht?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Beier: Gleich neben dem Theater ist eine Klinik. Unverschämt teuer zwar, aber die stehen immer zur Verfügung. Sag mal, wann geht das los mit der Lit.Cologne?

Malchow: Im März.

SZ-Magazin: Wer hat die eigentlich ins Leben gerufen?

Beier: Werner Köhler, Rainer Osnowski, Edmund Labonté. Mit Osnowski habe ich schon lange die Verabredung, bei einer Flasche Wein alle Korruptionsskandale durchzuquatschen.

Malchow: Seine Frau ist Cordula Stratmann, von der unser Verlag gerade lebt. Morgen habe ich mit den beiden das symbolische Abendessen. Wenn ein Buch die Zahl 100 000 überschritten hat, geht's ins »Moissonnier«.

Beier: Ach, wie schön.

SZ-Magazin: Was ist das »Moissonnier«?

Malchow: Das beste, angenehmste und schönste Restaurant in Köln.

Beier: Ein Sternekoch, in einem französischen Bistro. Kein bisschen versnobt.

SZ-Magazin: Empfehlenswerter als die Drei-Sterne-Köche in Bensberg und Bergisch Gladbach?

Malchow: Da ist man halt früher mit den Eltern hingegangen.

Beier: Meine Eltern wären nie mit mir in ein Drei-Sterne-Restaurant gegangen.

13:50 Uhr. Peter Kloeppe und Karin Beier sitzen schon eine Weile nebeneinander, sie haben sich aber bisher nur flüchtig begrüßt.

Beier: Wer sind Sie eigentlich?

Kloeppe: Wer bin ich denn? Ich heiße Kloeppe und arbeite bei RTL. Ich bin Chefredakteur bei den Nachrichten.

Beier: Aha, Chefredakteur heißt: im Hintergrund.

Malchow: Nein, nein.

Kloeppe: Ich moderiere auch die Nachrichten abends. Vielleicht haben Sie mich da schon mal gesehen.

Beier: Ah, ja. Okay. Hallo.

Kloeppe: Und Sie sind Frau Beier, oder? Jetzt muss ich gucken, was ich von Ihnen gelesen habe, und Sie sagen, ob das stimmt.

Beier: Okay.

Kloeppe: Sie haben neun radikal modernisierte Shakespeare-Inszenierungen in englischer Sprache herausgebracht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Beier: Stimmt nicht.

Kloeppe: Waren es 19?

Beier: Nein. Aber von heute aus betrachtet, finde ich die nicht radikal.

Malchow: Was lesen Sie da vor?

Kloeppe: Ich habe mein Büro gebeten, mir mal ein bisschen Stoff zusammenzustellen.

Beier: Das hätte ich auch machen sollen.

Malchow: Das kommt von Wiki-Leaks.

Kloeppe: Ich glaube mehr -pedia als -Leaks. Meine Tochter nimmt in der Schule Macbeth durch und musste sich da zu ihrem eigenen Graus den Macbeth-Film von Roman Polanski angucken. Haben Sie den mal gesehen?

Beier: Klar.

Kloeppe: Ist der so schlimm?

Beier: Im Vergleich zu dem, was es sonst im Fernsehen gibt, finde ich das eigentlich nicht. Ist halt eine grausame Geschichte.

SZ-Magazin: Sie sprechen hier am Tisch am stärksten kölschen Dialekt, Herr Malchow.

Malchow: Tonfall. Dialekt hieße ja: andere Worte. Es gibt ja nur zwei Tonfälle in Deutschland, die in den Medien diskriminiert sind: rheinisch und sächsisch. Alle anderen Tonfälle sind in Ordnung. Man kann sich einen schwäbischen, norddeutschen oder bayerischen Kommentator vorstellen, nur bei einem rheinischen lacht sofort jeder.

Beier: Aber der rheinische Tonfall ist doch schön.

Malchow: Denk mal darüber nach, ob du einen Tagesschau-Sprecher mit rheinischem Dialekt kennst?

Beier: Der ist immer gleichbedeutend mit proletarisch.

Malchow: Dabei sind das die beiden Tonfälle, die verbunden sind mit den beiden großen Gründungspolitikern des Landes, mit Konrad Adenauer und Walter Ulbricht. Eigenartig.

Zeit: 14:00 - 14:30 Uhr

Themen: Rheinische Proletarier, Konrad Adenauer, Verpasste Heimsiege

Kurz nach 14 Uhr. Der Schriftsteller Richard David Precht kommt an den Tisch und begrüßt als Ersten Helge Malchow.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SZ-Magazin: Sie kennen sich?

Richard David **Precht:** Er war mein Verleger in Zeiten, in denen man mit mir nichts verdienen konnte.

Precht begrüßt Karin Beier.

Precht: Wir kennen uns nämlich auch, aus Uni-Theater-Zeiten. Ich war einer der Bewerber bei Macbeth, aber mein Englisch war zu schlecht.

SZ-Magazin: Die Geschichte würden wir gern komplett hören.

Precht: Es gab zwei Studententheater-Gruppen. Karin Beier machte pro Jahr fünf oder sechs Shakespeare-Stücke.

Beier: Zwei.

Precht: Aber es hieß, glaube ich: We play them all.

Beier: Das war das Ziel.

Precht: Ich hatte mich da beworben und wurde nicht genommen. Dann habe ich eben bei der Konkurrenz gespielt, beim Theaterensemble der Germanisten. Ich konnte damit leben. Das wäre Herrn Kloeppele natürlich nicht passiert.

Kloeppele: Ich gebe zu, dass ich mit großem Genuss Macbeth gelesen habe in der Schule und diese drei Hexen immer noch vor Augen habe.

Malchow: Wie sind eigentlich die neuen Büros, Herr Kloeppele?

Kloeppele: Super. Wir sind endlich angekommen, haben den Dom vor Augen, den Rhein. Jetzt sind wir da, wo wir hingehören.

SZ-Magazin: Wo waren Sie bisher?

Kloeppele: Im Kölner Westen, beim Stadion. Wir haben uns das Haus mit einer Kartoffelchips-Firma geteilt. Es wurden zwar keine Chips hergestellt, aber man hatte die ganze Zeit so ein kartoffelchipsiges Gefühl.

Malchow: Ich habe immer geahnt, dass es eine innere Beziehung gibt zwischen Kartoffelchips und Fernsehen.

Kloeppele: Genau. Wie schön kann Fernsehen sein ohne Kartoffelchips?

Beier (*zu Antwerpes*): Ich muss leider, schade, jetzt konnten wir gar nicht miteinander reden.

Antwerpes: Man spricht ja gut über Sie.

Beier: Ja?

Antwerpes (*hält die Hand verschwörerisch vor den Mund*): Aber das hält in Köln nie lange an!

Beier: Ja? Dann muss man schnell abhauen, was?

Antwerpes: Jaja.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Malchow hat sich verabschiedet. Um etwa 14:15 kommt Manuel Andrack an den Tisch und bestellt das erste Kölsch, noch ehe er sich setzt.

Manuel **Andrack**: Guten Appetit.

Precht: Was machst du denn hier? Du bist doch gar kein Kölner mehr. Du bist jetzt Saarbrücker.

Andrack: Saarbrücker, Saarbrücker. Ich bin ne kölsche Jung .

Precht: Und das hält man aus? Ich habe zwei Tage in Saarbrücken verbracht und hatte nicht das Gefühl: Hier will ich hin.

Andrack: Zwei Tage reichen auch nicht.

Precht: In Saarbrücken muss man Jahre bleiben, bis man der Stadt etwas abgewinnt?

Andrack: Nein, zwei Wochen. Der Saarländer ist stolz auf sein Bundesland, im Gegensatz zum Kölner, der in Köln wohnt und nicht in NRW.

Precht: Sie sind relativ gut gelaunt für die schlechte wirtschaftliche Lage des Saarlandes.

Andrack: Der Saarländer bleibt nicht lange allein an der Theke. Und das kam mir irgendwie bekannt vor. Im Unterschied zum Kölner kennt er dich am nächsten Tag noch.

SZ-Magazin: Was hat Sie ins Saarland verschlagen?

Andrack: Job oder Liebe? Bei mir war es Zweiteres.

SZ-Magazin: Wie ist es mit dem FC, so von Saarbrücken aus?

Andrack: Das ist nun wirklich einer der ganz großen Nachteile, dass das Stadion so viel weiter weg ist. 300 Kilometer hin, Heimspiel, 300 Kilometer zurück. Das ist schon hart, bei einem 0:0 gegen Frankfurt. Letztes Jahr war ich bei neun Heimspielen, davor die Saison bei sieben. 16 Heimspiele, vom Saarland hergefahren, und dabei keinen Heimsieg gesehen. Keinen einzigen verschissenen Heimsieg.

SZ-Magazin: Ist dann Zweite Liga nicht schöner als Erste?

Andrack: Als Fan macht es mehr Spaß, nach Aue zu fahren oder nach Ingolstadt als nach Dortmund oder Schalke.

SZ-Magazin: Wo stehen Sie denn im Stadion?

Andrack: Ich stehe nicht. Wenn man im Stehbereich 19 Jahre alt ist, ist man sehr, sehr alt. Oberrang Süd, da ist die volle Stimmung. Die Fans sind nicht nur Assis, sondern Intellektuelle, im Gegensatz zu Schalke und Dortmund.

Precht: Das halte ich jetzt für eine steile These.

Andrack: Ich habe mich im Fanbus über Rousseau unterhalten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Precht: Alkohol trägt auch dazu bei, philosophisch draufzukommen. Die Welt wird leichter, wenn man spürt, wie sie sich dreht.

Andrack: Dann singt man halt: »Rousseau, super Rousseau«-Fangesänge.

Precht: Rousseau passt ja auch. Der Diskurs über die Ungleichheit unter den Menschen. Und bei den Vereinen. Warum hat die Natur es so eingerichtet, dass man trotz des Patriotismus immer so weit unten ist? Und synthetische Mannschaften wie Hoffenheim so gut spielen?

SZ-Magazin: Sollte man Werksklubs verbieten?

Andrack: Nee, aber die Idee vom Dortmund-Manager Hans-Joachim Watzke fand ich schon okay, dass es einen Traditionsvereins-Bonus gibt.

Precht: Man könnte Werksklubs auch mit zehn Minuspunkten in die Saison starten lassen.

Zeit: 14:30 - 17:30 Uhr

Themen: Veronica Ferres und DJ Maverick, Glitschige Wanderwege, Blut, Sperma, Kot und Urin

Bestellungen: Spanferkelhaxe, Gulaschsuppe Kölsch, Apfelschorle

Kurz vor 15 Uhr. Jörg Schönenborn spricht Richard David Precht auf seinen Film »Lenin kam nur bis Lüdenscheid« an. Die beiden stammen aus Solingen.

Schönenborn: Ich bin auf dem Sprung. Das ist eine super Geschichte, ein toller Film, aber es ist einem natürlich besonders nahe, wenn man auch in der Stadt groß geworden ist. Wir sind gleicher Jahrgang.

Precht: Er hat, glaube ich, eine Klasse übersprungen im Gegensatz zu mir. Wirklich!

Schönenborn: Aber das ist ja nicht so selten.

Precht: Sie waren am Humboldt, oder? Ich war in der Schwertstraße. Bei Wikipedia gibt es beim Eintrag des Gymnasiums Schwertstraße eine Liste: »Große Absolventen«, und da sind Sie dabei. Da hatte ich mich schon gewundert.

Andrack: Ein paar falsche Sachen müssen bei Wikipedia stehen, damit man herausfindet, welche Journalisten sich nur mit Wikipedia vorbereiten.

Precht: Ich weiß nicht, ob es inzwischen geändert ist.

Schönenborn: Wohnen Sie in Köln?

Precht: Zur Hälfte. Meine Frau wohnt in Luxemburg, ich habe meinen Sohn in Köln.

SZ-Magazin: Sind Sie beide die bekanntesten Solinger?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Precht: Nein, Veronica Ferres, die bei mir in der Klasse war, ist bekannter. Es wurde mal der berühmteste Solinger gewählt, von der Lokalzeitung. Da hat Walter Scheel gewonnen vor DJ Maverick, den ich nicht kenne.

Andrack: Das ist doch Betrug, die Wahl.

Precht: Kennen Sie den?

Schönenborn: Nein.

Precht: Solingen - was soll man sagen? Die großen Firmen sind kaputtgegangen, von Heuschrecken gekauft. Wie Krups, wo mein Vater gearbeitet hat.

Schönenborn: Bei Krups hatte ich meinen ersten Ferienjob.

Precht: Hubwagen fahren mit Kisten, oder?

Schönenborn: Es kannte jeder jemanden, der bei Krups gearbeitet hat. Ich hab im Einkauf gearbeitet. Das Besondere der Abteilung war, dass der Abteilungsleiter gerade wegen Korruption entlassen worden war.

Precht: Weil bei uns in der Familie keine Korruption herrschte, hat mir mein Vater keine Jobs bei Krups beschafft. Ich habe in einer Baumschule gearbeitet und bei Haribo.

Schönenborn: Das war hart, oder?

Precht: Ich war für die Himbeeren und Brombeeren zuständig. Da waren so Turbinen, die sahen aus wie Betonmischer, und da wurde mit einer dicken Schaufel Zucker reingeschaufelt. Durch das Rotationssystem wurden die Zuckerkugeln quasi rund geschliffen. Dann musste man mit dem Arm da rein und farbigen Lack darin verrühren, das ging nicht mit dem Löffel, der ist dir weggeknickt. Also mit dem Oberkörper, mit dem Kopf in diese Turbine. Man hatte Puderzucker in jeder Ritze des Körpers, hat Puderzucker eingeatmet, sah selber aus wie eine Himbeere. Elf Stunden.

Schönenborn: Jeder kannte jemanden, der bei Haribo gearbeitet hat.

Precht: Das Proletariat unter den Ferienjobs.

SZ-Magazin: Wir haben Zettel mit Fragen vorbereitet. Wollen Sie eine ziehen?

Precht: Ja (*öffnet ein Zettelchen*). »Was ist so schlimm an Düsseldorf?« Na ja. Ein enorm chauvinistischer Karneval, viel schlimmer als in Köln, mit rechtsradikalem Humor. Dann die neureichen Attitüden. Ich kenne keine andere Stadt von der Größe in Deutschland, in der die Schickimicki-Szene so versteckt ist wie in Köln.

Andrack: Genau.

Precht: Eigentlich bleibt der Schickimicki-Kölner abends nicht in Köln, sondern fährt nach Düsseldorf. Daher kommt das schlechte Image der Düsseldorfer.

15:10 Uhr. Peter Kloeppe verabschiedet sich.

Precht: Tschüs, Herr Kloeppe. Bis zum nächsten Halbmarathon.

Kloeppe: Sie auch?

Precht: Gezwungenermaßen, meine Frau läuft ziemlich gut.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Franz-Josef Antwerpes macht sich zum Gehen bereit, kündigt aber an, nochmals wiederzukommen.

Precht: Tschüs, Herr Antwerpes.

Antwerpes: Betonung auf der ersten Silbe, bitte. Herr Andrack, wissen Sie, woran ich bei Ihnen immer denke?

Andrack: So, jetzt kommts.

Antwerpes: Wenn ich den Lieserpfad gehe .

Andrack: Ja, ja, ja.

Antwerpes: . den Sie in Ihrem Buch so loben. Das ist ein Scheißweg, sag ich Ihnen. Ein unangenehmer, ein glitschiger Weg .

Andrack: Der ist anstrengend.

Antwerpes: Man sieht von der Lieser überhaupt nix und geht da so schmal zwischen den Bäumen durch, und jedes Mal, wenn ich da laufe, denke ich: dieser Andrack .

Andrack: Warum gehen Sie den Weg so oft, wenn Sie ihn so scheiße finden?

Antwerpes: Weil ich im Kloster Himmerod immer eine Woche Silentium mache.

Precht: Sie schweigen eine Woche?

Antwerpes: Nein, also Silentium im weitesten Sinne.

Kurz vor 16 Uhr sind auch Jörg Schönenborn, Richard David Precht und Manuel Andrack gegangen. Während wir fünf vom »SZ-Magazin« auf die nächsten Gäste warten, füllt sich das »Gilden im Zims« , der Lautstärkepegel steigt. Wir ziehen uns in ein Separee im Keller zurück. Um 16:40 kommt die Literaturkritikerin Elke Heidenreich.

SZ-Magazin: Frau Heidenreich, warum sind Sie noch in Köln?

Elke **Heidenreich:** Wo soll ich sonst leben?

SZ-Magazin: München? Wien? Berlin?

Heidenreich: Lieber würde ich mir ohne Betäubung die Beine absägen, als in Berlin zu wohnen. Schrecklich. Köln ist keine schöne Stadt, aber sie hat ihre Ecken. Natürlich - es fehlen Kaffeehäuser, die Verkehrsplanung ist idiotisch, die neue U-Bahn braucht kein Mensch, das Archiv stürzt ein, aber ich fühle mich wohl.

SZ-Magazin: Sie selbst sind nicht aus Köln. Akzeptieren einen die Kölner als Fremden?

Heidenreich: Nach einer Weile schon. Morgen zum Beispiel habe ich einen wunderbaren Auftritt: Ich habe einen Kölner Elektriker, der mich gebeten hat, bei einer Weihnachtsfeier für Elektriker, Installateure und Heizungsmonteur zu lesen. Ich mache

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

es unter zwei Bedingungen: erstens ohne Bezahlung; zweitens, sie versprechen mir: Wann immer etwas kaputt ist, sie kommen schnell.

SZ-Magazin: Sind Elektriker ein schwieriges Publikum?

Heidenreich: Nein, herrlich. Mein Vater war Automechaniker. Solche Leute kenne ich. Die sagen Nein, wenn sie Nein meinen.

17:18 Uhr: Der Psychiater Manfred Lütz kommt an den Tisch.

SZ-Magazin: Was lesen Sie gerade, Herr Lütz?

Manfred **Lütz:** Zeitung. Zu Büchern komme ich im Moment nicht.

Heidenreich: Ausrede. Wenn man will, kommt man auch dazu.

Lütz: Manchmal ist das Leben spannend genug. Als Psychiater habe ich den ganzen Tag mit so vielen Lebensgeschichten zu tun.

SZ-Magazin: Kennen Sie beide einander?

Heidenreich: Nein, aber das ist nicht schlimm, das nimmt der Kölner nicht übel. Liebelein, ich kenn dich, aber ich wüsste jetzt nicht zu sagen .

Lütz: Lass mich nicht lügen!

Heidenreich: Genau!

Lütz: Der Kölner lügt nicht selbst, sondern er sagt, der andere lässt ihn lügen. Das ist toll.

Heidenreich: Und wenn der Kölner eine Runde verlassen möchte, sagt er: »Also, ich wäre dann an und für sich jetzt weg gewesen.« Ich liebe diesen Satz. Ich glaube, der Spruch ist der Grund, weshalb ich in Köln wohne.

Zeit: 17:30 - 18:30 Uhr

Themen: Sigmund-Freud-Actionfiguren, Schlaftabletten, Alte Männer mit Minze

Bestellungen: Bratkartoffeln mit Spiegelei, Tomatensuppe, Matjesfilet

17:34 Uhr. Der Kriminalbiologe Mark Benecke kommt an den Tisch. Seine zahlreichen Ringe und Ketten machen Geräusche.

Heidenreich: Da rasselt's ja mächtig.

Mark **Benecke:** Hallo. Benecke. Ich bin Kriminalbiologe.

Heidenreich: Und was machen Sie als Kriminalbiologe?

Benecke: Leichen angucken und Spuren von Leichen. Also Blut, Sperma, Kot und Urin.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lütz: Sie sehen schon so schwarz aus. Grufti. Sie schlafen wahrscheinlich auch im eigenen Sarg.

Heidenreich mustert Benecke.

Heidenreich: Reichlich tätowiert. Ich ahne ja noch mehr. Mein Gott, den Mann möchte man ausziehen.

Benecke: Nur zu.

Jürgen Domian setzt sich, bestellt Wasser. Er begrüßt Heidenreich und Benecke herzlich.

Heidenreich: Musst du heute noch arbeiten?

Jürgen Domian: Ja. Um eins geht die Sendung los.

Heidenreich: Wie lange machst du das schon?

Domian: 15 Jahre.

Heidenreich: Weißt du noch, wie wir uns kennengelernt haben? Das ist sicher 15 Jahre her.

Domian: Elke, das ist noch viel länger als 15 Jahre her.

Heidenreich: Du warst damals wie ein liebes Kind.

Domian: Ja, damals habe ich in Köln so kleine Talkshows organisiert. Zur Vorbesprechung kam ich zu euch nach Hause.

Heidenreich: Mit Hella von Sinnen, oder?

Domian: Ja, und Dirk Bach war auch da, und Joy Flemming.

Heidenreich: Ist das lange her. Aber wenn man Leute gern mag, ist das egal. Er hier zum Beispiel (*sie zeigt auf Mark Benecke*): Wir beide kennen uns erst seit gerade eben, aber.

Benecke: Wir gehen gleich ins Separee.

Heidenreich: Weißt du, jetzt sitzt du hier, und es ist wunderbar. Aber wenn ich dir im Dunkeln auf der Straße begegnen würde, hätte ich Angst.

Benecke: Ach nee, ich bin doch ganz sympathisch. (*Er zeigt auf eine Tätowierung auf seinem Arm.*) Hier zum Beispiel ist Frau Holle.

Domian: Also ich hätte ja bei Tätowierungen immer die Befürchtung: Irgendwann gefällt mir eine davon nicht mehr.

Lütz: Ich finde Tätowierungen auch sehr konservativ. Das bleibt dann immer so.

Benecke: Das ist jetzt aber ein sehr kölscher Opportunismus. Etwa: Man muss sich ja anpassen können, wens mal anders kommt.

Lütz: Nicht anpassen, aber man kann sich weiterentwickeln.

Benecke: Ja, das tue ich, aber eben mit den Spuren, die das Leben an mir hinterlassen hat. Das ist wie mit seelischen Spuren, die gehen ja auch nicht weg.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lütz: Doch.

Heidenreich: Wie, die gehen weg?

Lütz: Nein, letztlich gehen die natürlich nicht weg. Doch das ist ein Problem der Psychoanalyse: Wenn man immer nur auf die Vergangenheit guckt, auf die frühe Kindheit, die man nicht mehr ändern kann, ist das sehr defizitorientiert. Wenn Sie ein Psychologiebuch lesen, geht es Ihnen anschließend meistens schlechter.

Benecke: Aber da gibt es Unterschiede. Meine Gattin ist psychologische Psychotherapeutin und nicht auf die Kindheit fixiert.

Heidenreich: »Gattin«, das ist ja toll. Jemand ist ganzkörper tätowiert und sagt: »Gattin«.

Benecke: Ich kann auch »Schätzchen« sagen.

Lütz: Und Ihre Frau ist also Verhaltenstherapeutin?

Benecke: Psychologische Psychotherapeutin.

Lütz: Das heißt nichts. Sprechen Sie mit Ihrer Gattin auch ab und zu? Was macht die denn?

Benecke: Oft, viel zu oft. Sie hat mich heute Nacht angetippt, selbst mitten in der Nacht gab es was zu besprechen.

Lütz: Ja? Die frühe Kindheit? Wann hast du den Schnuller abgegeben? Hast du auf dem Pott gegessen?

Benecke: Nein, nix mit Psychoanalyse. Wir waren allerdings gerade im Freud-Museum in Wien, das hat ihr gefallen.

Lütz: Und Sie mit Ihrem Kot und Sperma sind natürlich stark im Verdacht: anale Phase.

Benecke: Absolut. Aber angeblich ist sie kein Freund von Freud. Sie hat sich eine Freud-Actionfigur gekauft. So eine kleine, man kann draufdrücken, dann geht der Arm hoch mit der Zigarre. Darf man hier eigentlich rauchen?

Heidenreich: Lauter Bekloppte hier.

Kurz vor 18 Uhr stopft sich Mark Benecke eine Pfeife und beginnt zu paffen .

Lütz (zu Jürgen Domian): Haben Sie irgendeine psychologische Ausbildung?

Domian: Nein. Aber im Hintergrund sind bei meiner Sendung immer Psychologen dabei.

Lütz: Hatten Sie mal die Situation, dass jemand eine Suizidankündigung gemacht hat?

Domian: Ja. Es passiert im Durchschnitt zweimal im Monat, dass jemand mit 50 Schlaftabletten im Bauch sagt: Ich will mit Domian reden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lütz: Ich gucke mir die Sendung eigentlich nicht an, weil ich es irritierend finde, dass dabei sehr private Dinge öffentlich werden.

Heidenreich: Aber so ist das ganze Fernsehen heute. Bei Sat.1 breiten Leute ihr ganzes Leben aus.

Domian: Bei mir basiert alles auf absoluter Freiwilligkeit.

Lütz: Mit der Freiwilligkeit ist das so eine Sache. Das Bedürfnis der Menschen, im Fernsehen zu sein, kann die freie Willensäußerung beeinflussen. Und Sie stellen ein Podium zur Verfügung, sich zu exhibitionieren.

Domian: Darüber gibt es Dutzende von Diplomarbeiten, und ich will Ihnen sagen: Die Leute vergessen, dass sie in der Öffentlichkeit sind, wenn sie mit mir sprechen.

Lütz: Das ist ja umso gefährlicher.

Domian: Umso größer ist meine Verantwortung. Wenn es um heikle Sachen geht, werden die Leute von den Mitarbeitern darauf hingewiesen: Du kannst eventuell erkannt werden. Und es ist meine Aufgabe, darauf zu achten, dass nichts passiert, was den Menschen zum Nachteil wird.

Heidenreich: Du sitzt da ganz still wie Buddha und lächelst.

Domian: Für mich sind die schwierigsten Gespräche nach wie vor die mit Sterbenden. Ich kann das nicht einordnen, als Nichtchrist. Aber es ist eine gewisse Hilfe, wenn ich zuhöre.

Lütz: In der Hospizbewegung ist das sogar eine Therapiemethode: Man hört zu und fasst das zusammen, was der andere sagt, und sagt selbst von sich nichts. Also, wenn ich im Sterben liege, möchte ich lieber mit einer Putzfrau reden als mit so einem Seelsorger. Sie sagt wenigstens, was sie denkt.

Domian: Es ist nicht nur das Zuhören, es ist ein normales Gespräch, als würde ich mit einem Freund reden.

SZ-Magazin: Was passiert, wenn jemand einen Suizid ankündigt?

Domian: Wenn jemand mit 50 Schlaftabletten im Bauch anruft, kommt er natürlich nicht auf Sendung. Da sind die Psychologen zugange, und parallel werden der Krankenwagen und die Polizei gerufen.

Lütz: Positiv formuliert, retten Sie zweimal im Monat jemandem das Leben. Das habe ich bisher nie so gesehen. Es gibt ja lebensrettende Zwangseinweisungen.

Domian: Das ist für mich auch so meine Freude an der Arbeit.

Lütz bestellt Bratkartoffeln mit Spiegelei und Speck. Benecke schließt sich an, verzichtet aber auf den Speck.

SZ-Magazin: Was ist Ihr Kostüm im Karneval?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lütz: Bademantel, Hut und Rüschenbluse meiner beiden Großmütter und der Kneifer meines Großvaters. Immer.

Domian: Ich kostümiere mich nicht.

Heidenreich: Ich muss. In meine Stammkneipe kommt man ohne gar nicht rein. Ich setze mir dann Hasenohren auf und zwei falsche Zähne. Die habe ich letztes Jahr vergessen, weil ich so besoffen war. Aber ich möchte etwas zu dieser Runde hier sagen: Hier kann man sehen, dass Kölner immer und überall ins Gespräch kommen. Ich war mal in der Kneipe »Früh em Veedel«, am Chlodwigplatz, da gings mir schlecht, ich war am Heulen. Und neben mir sagt einer: »Liebelein, du solltest ein Schnäpschen trinken.« Ich stand den ganzen Abend mit ein paar Leuten an der Theke, und wir haben uns unterhalten. Und als ich ging, sagte einer: »Tschö, Elke.« Die kannten mich aus dem Fernsehen und haben nichts gesagt. Das ist Köln.

Benecke: Zum »Früh em Veedel« muss ich sagen: Die haben da uralte Schnäpse, die kein normaler Mensch mehr trinkt. Einer ist so rauchig, schmeckt wie alte Männer, aber mit Minze.

Lütz: Alte Männer? Sind Sie so ein Kriminalbiologe, der auch mal in seine Objekte reinbeißt?

Benecke: Das nicht, aber die Fäuligkeit muss man auch riechen können.

Zeit: 18:30 - 19:00 Uhr

Themen: Gier, Neid, Hass und Eifersucht, Wolfgang Amadeus Mozart, Die Prinzipien der Evolution

Bestellungen: Gießflammerie, Kölsch

Es ist 18:30 Uhr. Während die Bedienung die Nachtischbestellungen aufnimmt, wirft jemand das Stichwort »Weihnachten« in die Runde.

Heidenreich: Ich hab keinen besonderen Bezug zu Weihnachten. Das kommt von meiner Mutter. Die hat gesagt: Wir sind nicht gläubig, also feiern wir das nicht.

Domian: Bist du später gläubig geworden?

Heidenreich: Nein, ich habe aber Religionswissenschaften studiert, weil ich wissen wollte, was die Welt im Innersten zusammenhält. Die Antwort: nichts.

Benecke: Doch, doch: Gier, Neid, Hass, Eifersucht.

Lütz: Jetzt kommt der Kriminalbiologe raus.

Domian: Elke, bist du Atheistin?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Heidenreich: Ich weiß es nicht. Die Zeit, in der ich die Hände gefaltet habe, ist leider vorbei. Aber ich breche in Tränen aus, wenn ich die Zugvögel in den Süden ziehen sehe. Irgendein Plan ist da doch dahinter.

Benecke: Evolution ist der Plan.

Lütz: Aber die Evolution gibt emotional gar nichts her. Das würde doch bedeuten: Es ist alles sinnlos.

Heidenreich: Ist es ja auch.

Domian: Elke, du glaubst, dass alles sinnlos ist?

Heidenreich: Ja, natürlich.

Domian: Und du glaubst, dass dein Leben sinnlos ist?

Heidenreich: Ich will immer, dass das, was ich tue, sinnvoll ist. Damit nicht alles ganz umsonst war.

Domian: In diesem System hat der Einzelne einen Sinn. Ob das Ganze einen Sinn hat, weiß man nicht. Herr Lütz, wissen Sie das?

Lütz: Nein.

Domian: Aber Sie glauben das doch! Sie sind ja Christ.

Lütz: Ja. Aber das ist etwas Abstraktes. Die Vorstellung, dass der gläubige Mensch so ein betonartiges System hat, die stimmt doch auch nicht.

Domian: Doch. Ich war sehr überzeugter Christ und ich war in der Zeit viel zufriedener, als ich es hinterher war. Ich hatte damals keine Angst vor dem Tod, und ich wusste, was Gut und Böse ist. Als der Glaube weggebrochen war, hatte ich nichts mehr.

Lütz: Ich habe auch meinen Glauben verloren und ihn dann wiedergefunden, über die Naturwissenschaft, über philosophische Lektüre und beeindruckende Christen. Aber nicht auf die Art, dass ich jetzt ganz genau wüsste, was Gut und Böse ist.

Domian: Ihnen wird doch ein Wertesystem hingelegt, nach dem Sie sich richten können.

Lütz: Ich glaube. Aber das bedeutet nicht, dass ich daran glaube, dafür belohnt zu werden, wenn ich gut bin. Das finde ich primitiv. Ich glaube, dass es einen Sinn hat, gut zu sein.

Heidenreich: Das glaube ich auch.

Domian: Ich auch. Und das bringt mir auch Erfüllung, weil ich einfach für mich selber davon überzeugt bin.

Lütz: Aber wenn mit dem Tod alles vorbei ist, bringt doch Uneigennutz keine Vorteile. Das hat doch etwas Irrationales.

Domian: Es ist doch viel irrationaler, wenn ich an eine christlich definierte Instanz denke.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lütz: Aber warum sollte sich ein Atheist mit dem ganzen moralischen Quatsch aufhalten? Warum sollte er nicht einfach den maximalen Lustgewinn einstreichen und die Ellenbogen ausfahren?

Benecke: Weil das gegen die evolutionären Prinzipien verstößt.

Lütz: Wenn ich tot bin, ist mir das doch wurscht.

Domian: Ich kann doch als Humanist davon überzeugt sein, dass das der falsche Weg ist.

Heidenreich: Das finde ich auch.

Domian: Glaubst du wirklich, dass nach dem Tod alles aus ist?

Heidenreich: Ja, alles aus, restlos aus.

Lütz: Aber wenn man das ganz konsequent weiterdenkt: Was hat man dann davon?

Heidenreich: Ich bin doch nicht gefragt worden, ob ich geboren werden will.

Domian: Hast du Angst vor dem Tod? Oder vor dem Sterben?

Heidenreich: Ich hatte Krebs, ich habe vor nichts mehr Angst.

Domian: Haben Sie Angst vor dem Sterben, Herr Lütz?

Lütz: Ich glaube, eigentlich auch nicht. Aber manchmal denke ich, wir schwätzen uns die Angst weg. Die Vorstellung, dass gar nichts mehr ist .

Heidenreich: Ist das nicht tröstlich? Endlich ist nichts mehr. Ein Geschenk.

Domian: Es klingt, als wärst du so belastet von der Existenz.

Heidenreich: Ich mag das Leben, aber es ist mühsam. Ich möchte das nicht unendlich haben.

Lütz: An das unendliche Leben glauben wir Christen ja auch nicht. Wenn wir nicht sterben könnten, das wäre schrecklich.

Heidenreich: Seht ihr! Wovor haben wir dann Angst? Ich finde nämlich Geborenwerden viel furchteinflößender als Sterben. Ein kleines Kind muss aus einem Bauch raus, durch so einen engen Kanal, muss sofort atmen, kriegt gleich so einen Klatsch als Erstes, ist blutüberströmt. Wenn ich noch einmal wählen müsste: geboren werden oder sterben? Tausendmal lieber sterben.

Lütz: Ich glaube an das ewige Leben, das die Zeit sprengt. Wenn ich eine Mozart-Sinfonie höre, ist das ein Erlebnis von Ewigkeit.

Heidenreich: Aber Herzchen, das sind ja nicht Sie, das ist ja Mozart. Das ist Schönheit, die ist ewig.

Domian: Nein. Nichts ist ewig.

Lütz: Es ist ja ein Unterschied zwischen der Vorstellung ewigen Lebens und der Vorstellung, es geht jetzt immer weiter. Leute, die immer jugendlich sein wollen, das ist doch schrecklich. Ich finde alte Menschen viel interessanter als junge Menschen.

Heidenreich: Ach, Schatz, wie alt sind Sie denn? Anfang 60?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lütz: Ich bin 56.

Heidenreich: Sie sehen älter aus.

Lütz: Ich habe einen Bart.

Heidenreich: Älter werden ist Verlust, es ist ein Massaker, der Körper macht nicht mehr mit.

Lütz: Widerspruch, Euer Ehren. Darf ich mal? Jugendkult produziert eine unglückliche Gesellschaft. Da schaut schon der 16-Jährige, wenn er in die Zukunft blickt, ins Dunkel. Eine Gesellschaft, die das Alter ehrt, ist viel glücklicher. Da schaut er in eine Zeit, wo er eines Tages mal anerkannt ist.

Heidenreich: Früher war das Alter mal etwas Ehrwürdiges. Heute ist die technische Entwicklung so schnell, dass Erfahrung nichts mehr gilt. Die Jungen wissen mehr als die Alten, die schon ratlos vor dem Fahrkartenautomaten in der U-Bahn stehen.

Der Nachtsch wird aufgetragen. Alle haben Grießflammerie bestellt.

SZ-Magazin: Herr Benecke, haben Sie manchmal Mitleid mit den Opfern, die Sie untersuchen?

Benecke: Nein, nicht mit den Leichen. Schwierig ist es eher mit Angehörigen oder Tätern.

SZ-Magazin: Kann man nach einer Weile sehen, wenn Täter einen anlügen wollen?

Benecke: Nee, das ist eine Legende. Man sieht es anhand der Akten. Da hast du einen, der sagt: Ich habe keine Säure über die gegossen, das würde ich nie tun. Anhand der Akten können wir sagen: Ja, aber Sie haben doch zugegeben, dass Sie mit 14 Ihre Schwester umgebracht haben. Jetzt können Sie mir doch nicht erzählen, dass Sie nie über eine tote Person Säure gießen würden. Dann sagen die: Na jut.

SZ-Magazin: Nimmt man so etwas mit ins Privatleben? Belastet einen das?

Benecke: Ja, aber man kann es ja einsortieren.

Lütz: Ich habe im Studium im Anatomie-Kurs einmal Leichen seziiert. Beim ersten Mal war es unheimlich, aber letztlich ist es nur die Wissenschaft, man verliert nach einer Zeit die Befangenheit. Am Ende war ich vergleichsweise locker. Ich kann mich noch erinnern, einmal kamen mir zwei attraktive Kommilitoninnen entgegen und die unterhielten sich über die Disco am Abend, und dabei hat jede an beiden Händen einen Kopf an den Haaren gehalten. Da dachte ich, das geht doch jetzt ein bisschen zu weit. Aber es war auch nicht völlig befremdlich. Weil, wir hatten damals eben gerade Kopf auf dem Stundenplan.

Zeit: 19:00 - 21:00 Uhr

Themen: Sezieren von Leichen, Rauchverbot, Bläck Fööss,

Bestellungen: Halver Hahn, Hackepeter

Um 19:18 Uhr betritt Franz-Josef Antwerpes erneut das Lokal.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Heidenreich: Ach, du lieber Gott, ich muss sowieso bald gehen. Tach, Präsident!

Antwerpes (*stellt eine Flasche seines selbst gekelterten Weins auf den Tisch.*): Hier, ich habe etwas mitgebracht.

Heidenreich: Ach, ich wusste es doch. Jetzt müsst ihr wieder diesen scheußlichen Wein trinken.

Antwerpes: Also jetzt bin ich beleidigt.

Heidenreich: Das macht nix.

Heidenreich zieht eine Frage aus dem Zettelkasten.

Heidenreich: »Was ist heute besser, als es früher war?«

Antwerpes: Die Straßenbahn Linie 5 fährt jetzt bis Ossendorf. Das ist besser.

Heidenreich: Ich koche besser als früher, aber weniger gern.

Antwerpes: Aha, und weiß das außer Ihnen auch jemand, dass Sie jetzt besser kochen?

Heidenreich: Sie haben meine Graupensuppe noch nicht probiert.

Antwerpes: Um Gottes willen. (*Er schaut auf Mark Beneckes Pfeife*) Ach, hier darf geraucht werden?

Lütz: Ja, ich halte diese strengen Raucherregeln ja für illiberal.

Heidenreich: Ich auch. Ich möchte so ungesund leben können, wie ich will.

Lütz: Die Freiheit einer Gesellschaft ist auch die Freiheit zum ungesunden Leben. Auch Wasser ist gefährlich. Wenn man zu viel trinkt, kann man einen Herzinfarkt bekommen.

Antwerpes: Auch Fettleibigkeit ist sehr gefährlich!

Lütz: Magersucht ist noch gefährlicher.

Antwerpes: Aber es gibt wenige, die magersüchtig sind. Mehr Fettleibige.

Lütz: Aber die sterben genussvoller. Denn auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot. Ein Freund von mir war neulich bei einer Beerdigung: Ein 52 Jahre alter Mann ist überfahren worden. Dann stand die Witwe am Grab und sagte: Jetzt hat die ganze Diät nichts genutzt. Wahre Geschichte!

Antwerpes: Ich habe neulich im Fitnessclub .

Lütz: Sie im Fitnessclub? Unglaublich.

Antwerpes: Ich sehe doch auch danach aus, oder? Sie übrigens eher nicht.

Lütz: Ich bin gegen diesen ganzen Gesundheitswahn.

Antwerpes: Quatsch, Gesundheitswahn. Mir gefällt das eben.

Lütz: Ja. Sie können ja machen, was Sie wollen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Antwerpes: Eben. Dann kommentieren Sie das auch nicht. Er sagt, ich kann machen, was ich will, aber er verbietet es mir.

Lütz: Einem Regierungspräsidenten kann man überhaupt nichts verbieten.

Heidenreich: Ist er ja nicht mehr.

Antwerpes: Innerlich schon.

Heidenreich: Ja, der ist immer im Dienst. Er hat früher in Köln die Lastwagen persönlich angehalten, um zu kontrollieren.

Lütz: Und ich bin dann immer absichtlich zu schnell gefahren. Der Rheinländer protestiert gegen die Preußen immer noch durch Übertreten der Verkehrsregeln. Ich parke auch immer falsch, Herr Regierungspräsident.

Heidenreich: Ich finde Parkuhren eine Unverschämtheit. Ich zahle nie, nie, nie für eine Parkuhr. Ich gehe ja oft in die Oper, ich stehe da und ich zahle nicht. Jeden Abend zahl ich 15 Euro Strafe, und zwar gern, mein Leben lang, aber ich füttere nicht diese Uhr. Ich leg immer einen Zettel ins Auto: Ihr könnt mich mal!

Etwa 19:45 Uhr. Mark Benecke zieht eine Frage aus dem Zettelkasten.

Benecke: »Was ist bloß mit Konstantin los?« Neven DuMont?

Heidenreich: Armer Junge.

Benecke: Das ist, glaube ich, ein No-Go hier.

Antwerpes: Wieso denn?

Lütz: Das sind jetzt Innerkölnner Angelegenheiten. Wir sagen doch jetzt nichts zu einem Kölner Verlag hier in der Süddeutschen Zeitung.

Antwerpes: Wer hier etwas gegen den Kölner Verlag sagt, der wird nicht mehr erwähnt.

Wenig später verabschieden sich Elke Heidenreich und Jürgen Domian.

SZ-Magazin: Herr Lütz, Herr Antwerpes, kennen Sie sich?

Lütz: Bisher nicht. Ich bin Chefarzt am Alexianer-Krankenhaus in Porz.

Antwerpes: Sagen Sie mal, ist da nicht eine Gärtnerei?

Lütz: Ja. Eine tolle Gärtnerei. Das ist ganz wichtig, dass eine Psychiatrie Außenkontakte hat, dass man normale Leute auf dem Gelände hat. Früher war eine Mauer drum herum. Die war unter Denkmalschutz. Das war irgendein Bekloppter hier von Ihrer Behörde wahrscheinlich, der die unter Denkmalschutz gestellt hat.

Antwerpes: Ja, vermutlich.

Lütz: Und dann sind wir immer mal mit dem Lastwagen dageengefahren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Antwerpes: Ja.

Lütz: Und dann ist ein Teil von der Mauer .

Antwerpes: Umgefallen.

Lütz: Umgefallen, ja. Und dann sind wir mal wieder mit dem Lastwagen dagegen, wieder ein Teil umgefallen. Jetzt gibt es die Mauer nicht mehr.

Antwerpes: Aber was ist denn mit den Lastwagen? Die müssen ja schön demoliert sein.

Lütz: Also jetzt bin ich ja mal gespannt, ob das SZ-Magazin auseinanderhalten kann, was hier alles scherzhaft und was ernst gemeint war.

SZ-Magazin: Ironie ist ja schriftlich nicht vermittelbar, so reden wir uns einfach raus.

Lütz: Meine Frau ist Journalistin, die sagt immer, wenn sie etwas Scherzhaftes schreibt, muss sie vorher schreiben: Ein Scherzbold würde sagen .

SZ-Magazin: Ein Scherzbold würde sagen, die Lastwagen sind ziemlich demoliert?

Franz-Josef Antwerpes verabschiedet sich, während um 20:30 Uhr die Kabarettistin Cordula Stratmann und der Schriftsteller Frank Schätzing eintreffen.

Frank **Schätzing:** Ich habe das Gefühl, dass ich heute mit einem leichten Brummschädel durch die Gegend gehe.

SZ-Magazin: Sie sehen fantastisch aus.

Schätzing: Auch du siehst toll aus, Cordula.

Cordula Stratmann: Danke schön, ich habe gehofft, dass dir das auffällt.

Schätzing: Wer war denn vor uns schon da?

SZ-Magazin: Sie beide sind unsere letzten Gäste.

Schätzing: Ach.

Lütz: Ich muss es leider sagen: Als ich meinen beiden Töchtern zu Hause alle Eingeladenen vorgelesen habe, war der einzige Interessante für sie Peter Kloeppe.

Stratmann: Wie alt sind Ihre Töchter denn? 44 und 46?

Lütz: Nein, zwölf und 14.

Stratmann: Ich meinte ja nur wegen Peter Kloeppe. Entschuldigung, uns verrutscht dieses Gespräch gerade, und das gleich am Anfang .

Schätzing: Ich glaube, du musst jetzt unbedingt ein Bier trinken.

Stratmann: Ja.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lütz: Hat mich jedenfalls gewundert, dass sie ihn so toll finden, sie gucken gar nicht viel RTL. Aber so spät, wie Sie immer kommen, dürfen sie nicht mehr fernsehen.

Stratmann: So spät, wie ich immer komme?

Lütz: Im Fernsehen. Sind Sie eigentlich Kölnerin?

Stratmann: Nein, ich bin Düsseldorferin. Und es stimmt schon, von Woche zu Woche werden die Argumente für Köln weniger: Die Kulturpolitik, die Städtebaupolitik, und jetzt kommt auch noch die Schwäche des FC dazu.

Lütz: Ach, die war doch immer schon da.

Stratmann: Aber es spitzt sich zu. In Köln hat sich eine Bevölkerungsgruppe versammelt, die, egal was passiert, sagt: Oah! So italienisch sind wir.

Schätzing: Das stimmt ja auch ein bisschen. Von der Herkunft gesehen .

Lütz: . sind wir Römer.

Schätzing: Ja. 2000 Jahre gibt es diese Stadt. Da war München noch ein Pfahldorf in irgendeinem Sumpf.

Lütz: Wenn überhaupt.

Schätzing: Ich hatte nie das Bedürfnis, von hier wegzugehen. Ich liebe diese Stadt für das, was sie sein könnte.

Stratmann: Ich glaube, man mag nicht Köln, man mag die Kölner. Man kann sich bis heute drauf verlassen, dass man nicht vereinsamt, wenn man nicht will. Das finde ich so anrührend. Wenn ich in der Zeitung was über Köln lese, will ich hier weg. Wenn ich mir mein Leben hier angucke, dann will ich nur hier leben.

20:50 Uhr. Manfred Lütz hat sich verabschiedet. Stratmann bestellt Halven Hahn, Schätzing bestellt Hackepeter.

SZ-Magazin: Gibt es eigentlich die Bläck Fööss noch?

Schätzing: Klar.

SZ-Magazin: Sind die nicht inzwischen hundert?

Schätzing: Zusammen bestimmt.

Stratmann: Das spielt doch überhaupt keine Rolle. Die Bläck Fööss gehören zu Köln.

Schätzing: Die heutige Kölner Musikszene klingt ja so, als hätte sie gerade erst entdeckt, dass Bob Dylan ein zweites Album rausgebracht hat. Das ist alles so retro. Köln hat ein Problem mit cooler Musik.

SZ-Magazin: Gibt es nicht coole elektronische Musik?

Schätzing: Man muss das relativieren. BAP machten über zwei Jahrzehnte coole Musik. Oder L.S.E. - auch super. Aber dann ist lange nichts gekommen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SZ-Magazin: Waren Sie mal Teil einer Jugendbewegung?

Schätzing: Ich mag Bewegungen nicht.

SZ-Magazin: Ist Karneval eine Bewegung?

Stratmann: Karneval ist Stillstand.

Schätzing: Das ist so eine Art Terror-Netzwerk.

SZ-Magazin: Also ziehen Sie nicht mit?

Schätzing: Nein. Der Straßenkarneval ist extrem krawallig geworden. Man spürt auf der Straße, dass so eine Bereitschaft in der Luft liegt, sich zu kloppen. Vielleicht war ich früher aber auch einfach nur naiv und habe das nicht so bemerkt.

SZ-Magazin: Noch mal zurück zur Offenheit der Kölner. Wen können die Kölner denn nicht leiden?

Schätzing: Die Düsseldorfer. Und die Obrigkeiten. Das hat mal so weit geführt, dass wir einen Erzbischof hatten, der unter einem Vorwand aus der Stadt gelockt wurde, nämlich Krieg zu führen. Als er weg war, haben wir schnell eine Stadtmauer gebaut, und als er zurückkam, haben wir ihn nicht mehr reingelassen.

Stratmann: Das könnte man mit dem jetzigen doch auch noch mal machen.

SZ-Magazin: Gegen wen sollte man Kardinal Meisner denn in den Krieg schicken?

Schätzing: Schwierig. Man könnte ihn nach Rom schicken. Ihm sagen, dass er seliggesprochen werden soll.

SZ-Magazin: Warum ist er denn so unbeliebt?

Schätzing: Er ist ein Dogmatiker.

Stratmann: Kein Menschenfreund.

SZ-Magazin: Sind Sie katholisch?

Schätzing: Ich war.

Stratmann: Ich auch.

Schätzing: Wann bist du raus?

Stratmann: Viel zu spät. Mit 30.

Schätzing: Ich mit 18. Sofort. Ich bin ungern in Vereinen.

Schätzing zieht eine Frage aus dem Zettelkasten.

Schätzing: »Worauf freuen Sie sich am Wochenende?« Auf's Fübehochlegen. 2010 war ein hartes Jahr. Ich werde künftig nie wieder einen Abgabetermin für ein Projekt vereinbaren, während ich noch dransitze. Ich habe keine Lust mehr, mich zu hetzen. Und ich mache jetzt ein Jahr Medienpause. Jetzt haben alle mein dummes Gesicht ein Jahr lang wieder gesehen, und nun ist gut.

Stratmann: Ich habe das auch immer so gemacht. Ich finde, man sollte sich begrenzen. Ich denke nicht, wenn man mich nicht sieht, dann gibt's mich nicht mehr. Mich gibt's ja.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schätzing: Ein Star ist heute was ganz anderes als früher. Früher hatte man ein Buch, eine Platte, einen Film, hat darüber geredet, und das war's. Heute muss man immer über alles reden, auch wenn man nichts davon versteht.

Stratmann: Man wird auch ständig angefragt, sich zu irgendwas zu äußern. Drei Sätze zu einem Konflikt. Ich bin doch kein Statement-Abgeber.

Schätzing: Einstein hat gesagt, wenn jeder in der Welt nur darüber reden würde, wovon er was versteht, herrschte eine große Stille.

SZ-Magazin: Arbeiten Sie gerade an einem Buch? Die Debatte um WikiLeaks müsste Sie doch interessieren.

Schätzing: Das ist für ein Buch zu schnelllebig. Aber man muss sagen, dass die amerikanischen Diplomaten in der Einschätzung unserer Politiker ganz gut gelegen haben.

Schätzing zieht erneut aus dem Zettelkasten.

Schätzing: »Nennen Sie drei Worte mit K!« Krakauer, Kirgisien, Krater.

Stratmann: Ich glaube, wir sollen Köln sagen.

Schätzing: Krater gefällt mir aber besser.

Zeit: 21:00 - 00:18 Uhr

Themen: Kardinal Meisner, WikiLeaks, Mandelbrotfraktale

Bestellungen: Kölsch, Obstler

Schätzing und Stratmann verabschieden sich kurz nach 22 Uhr. Mark Benecke, der die letzten zwei Stunden etwas abseits saß, macht Erinnerungsfotos von den beiden.

Benecke: Immer wenn ich berühmte Leute treffe, mache ich ein Bildchen.

SZ-Magazin: Kann man Ihre Arbeit eigentlich mit jener der CSI-Agenten aus der amerikanischen Fernsehserie vergleichen?

Benecke: Kenne ich nicht. Ich habe keinen Fernseher.

SZ-Magazin: Was machen Sie denn zur Entspannung in Ihrer Freizeit?

Benecke: Ich bin nicht unentspannt und habe keine Freizeit.

SZ-Magazin: Sie haben in New York gelebt und eine Zeit lang für das FBI gearbeitet. Warum leben Sie wieder in Köln?

Benecke: Köln ist ein einziger Sumpf. Und im Sumpf wachsen die schönsten Blumen. Ich bin wegen meiner Arbeit sehr viel in anderen Städten, Medellín, Bogotá, Manila, Ho Chi Minh City, also wirklich beklopfte Städte. Aber Köln ist bekloppter. Die Haltung des Kölners ist der fatalistische Opportunismus.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SZ-Magazin: Der fatalistische Opportunismus?

Benecke: Ja. Nehmen Sie Elke Heidenreich. Sie hat das total, obwohl sie keine Kölnerin ist. Ihr seid vorhin alle so ruhig geworden, als sie geredet hat, über den Tod und so, und ihr habt euch gedacht: »Ist sie jetzt depressiv oder was?« Nö, überhaupt nicht, die ist in Köln. Das ist der Fatalismus hier! Und dennoch wird dem Kölner warm ums Herz im Schatten des Doms.

SZ-Magazin: Ihnen auch?

Benecke: Ja. Ich gehe gern in den Dom. Weil der so was von »gothic« ist, also im subkulturellen Sinn. So schwarz, wie der ist, und wenn du nachts davor stehst, sieht er aus wie ein Mandelbrotfraktal.

SZ-Magazin: Trinken Sie noch ein Bier?

Benecke: Nee, ich hab morgen um elf eine Radiosendung.

SZ-Magazin: Lieber Schnaps?

Benecke: Okay, wir bestellen diesen braunen, der schmeckt wie eine Lederjacke.

Zwei Stunden später, um 00:18, verabschiedet sich Mark Benecke. Wir bitten um die Rechnung.

Am Ende des 12-stündigen Marathongesprächs mit 13 Gästen aus Köln dachten Kerstin Greiner, Tobias Haberl, Wolfgang Luef, Dominik Stawski, Gabriela Herpell und der Fotograf Peter Rigaud ernsthaft darüber nach, den Rest ihres Lebens doch lieber in Köln als in anderen deutschen Städten zu verbringen. Sie konnten sich dem Lokalpatriotismus, dem rheinischen Singsang, der Offenheit und dem direkten Charme der Kölner einfach nicht entziehen. Doch diese Sehnsucht hielt nur einige Tage an. Inzwischen denken sie bereits an die nächste Stadt, in der das SZ-Magazin interessante Menschen an einen Tisch bitten und ihnen sagen wird: »Wir müssen reden.« Welche das im nächsten Jahr sein wird? Auch darüber müssen wir noch reden.

„Gibt es am Ende nur einen Schrei?“

Gestern noch war sein Rat in Talkshows begehrt, gestern noch war Wolfgang Bergmann ein gefragter Kinderpsychologe. Heute liegt er im Hospiz - ein Knochenkrebs frisst seinen Körper auf. Dass er stirbt, nimmt er gelassen hin. Ihn ärgert nur, dass er keine Kraft mehr hat, gegen Pädagogen zu argumentieren, die Kinder wie Hunde dressieren wollen

Arno Luik, Stern, 03.03.2011

*Meine Arme sind schlaff und krank, ich richte mich an der Bettkante hoch und ziehe und falle zurück, ich falle dreimal, viermal, achtmal, zehnmal zurück. Beim zwölften Mal falle ich resigniert zurück, resigniert ist ein schwacher Ausdruck, ich falle in einer stillen Verzweiflung zurück. Ich werde die ganze Nacht auf diesem harten Boden liegen, ich werde den Schmerz spüren, ich werde nicht wissen, was diese Nacht an der von der Metastase durchwachsenen kranken Hüfte anrichtet, was diese Nacht an der Wirbelsäule, in der sich mindestens 20 Metastasen befinden, passieren wird. Ich weiß nichts, ich weiß kaum, wo ich bin, ich weiß kaum, wer ich bin. (Oktober 2010)**

?:Herr Bergmann, neulich sagten Sie zu mir: "Ich bin ganz und gar vernichtet, ich sterbe."

!:Ja, mein Leben bewegt sich auf das Ende hin, ich bin aber nicht unglücklich darüber. Die Tage schwinden rasch dahin, die Zeit rollt und rollt, und ich holper und stolper dem Tod entgegen - wie lange es noch geht? Keiner kann es sagen. Ich hab keine Hoffnung mehr, gehe über in so einen schwebenden, fließenden Zustand, ich muss mir nichts mehr beweisen. Ich lass die Dinge auf mich zukommen.

?:Sie müssten eigentlich verzweifeln.

!:Ich akzeptiere, dass ich nicht mehr, wie Freud es nennt, "Herr im eigenen Haus" bin. Bis vor Kurzem war ich noch einer der angesehensten Kinderpsychologen in diesem Land. Ein gefragter Mensch. Erfolgreich. Verblüfft blicke ich auf diese Zeit zurück, staune, was mir alles wichtig war und wie unwichtig nun alles ist.

?:Wenn Sie nun eine Anfrage für einen Vortrag oder eine Einladung zu einer Talkshow bekommen - das tut doch weh, dass Sie da nicht mehr mitmachen können.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

!:Das passiert ständig, es sind schöne Anfragen. Neulich bekam ich eine Einladung zu einem Symposium, vor 1000 Leute sollte ich reden. Das hätte ich gerne gemacht. Aber ich kann es nicht mehr. Da habe ich dann gegen die Wand gebrüllt: "Verfluchte Sauerei!" Aber der Frust geht schnell vorbei, nach einer Stunde ist es vergessen. Ich kreische nicht, schreie nicht gegen das Schicksal an.

?:Es fällt mir schwer, das zu glauben.

!:Ich habe gelernt, Trost in den kleinen Dingen zu finden. Wenn ich jetzt morgens noch aufwache, bin ich glücklich, wenn der Cappuccino gut ist. Ein Stück Apfelkuchen ist die reine Freude.

?:Sie liegen hier in einem kleinen Zimmer, Ihr Körper verschwindet mehr und mehr.

!:Es ist nur noch eine Schwundform des Daseins, ja. Das ist eine herbe Geschichte, aber keine Verzweiflungsgeschichte. Alles an mir ist kaputt, bis aufs Gehirn, das, zu meiner stillen Freude, noch tickt wie damals, als ich 30 war. Überall sind Metastasen, in der Wirbelsäule, in allen Knochen, die Lunge ist zerfressen, die Bronchien fast kaputt, und wo man überall Schleimhäute hat, die sich entzünden - man staunt. Das Bein ist das Schlimmste, da schlabbern die Muskeln dran rum. Mein Körper zerfällt, die Muskeln schwinden.

?:Sie zittern.

!:Ja, mein rechter Arm gibt nur jeden vierten Nervenimpuls weiter, die anderen bleiben in der Luft oder was weiß ich wo hängen. Ich kann noch Worte formen und mich an ihnen erfreuen, ich bring sie noch aufs Papier, freu mich an dem, was ich geschrieben habe, sage manchmal: "Herrje, das hast du nicht schlecht gemacht."

?:Sie schreiben mit sehr vielen Tippfehlern.

!:Ja, dieses Zittern, die zunehmende Schwäche, die rechte Hand gibt wohl bald auf, eine Metastase zieht sich da runter. Solange ich noch irgendwie schreiben kann, ist es gut, aber lange wird es nicht mehr klappen. Trotzdem ist große Lebensfreude in mir. Der Mensch ist ja zum Quietschen komisch. Er braucht gar nicht viel. Ich hab alles hinter mir gelassen, Bücher, Praxis, Wohnung - ohne Bedauern. Nun liege ich hier. Ich atme, ich spüre die Luft, ich freue mich, wenn die Sonne scheint, ich ärgere mich, wenn ich einen Tropfen auf die Nase kriege.

?:Und wenn Sie auf die Toilette müssen?

!:Das ist eine Quälerei. Eine Prozedur von einer halben Stunde. Ich kann ja nicht mehr stehen, man muss mich hinsetzen. Sich den Hintern abwischen lassen, Scham, Eitelkeit - auch das habe ich schnell hinter mir gelassen. Ich schimpfe, fluche manchmal, ich lass mir inzwischen die Zehennägel schneiden. Es ist gar nicht so schwer, nur noch ein Fall zu sein, man darf sich nicht an der Vergangenheit festbeißen. Ich bin nicht traurig über mich, ich sag mir: Gut, so ist das jetzt eben.

?:Ihre Welt ist auf die eines Kindes zusammengeschnurrt.

!:Ja, alles, was ich ein Leben lang befürchtet habe, ist jetzt eingetreten. Ich erfahre eine unendliche Begrenzung und Beengung, aber ich komme damit zurecht, Resignation und Verzweiflung, das sind zwei seelische Zustände, die einem unerwartete Kraft geben. Manchmal stehe ich neben mir und sage: "Aus irgendeinem Grund bin ich froh."

?:Tatsächlich?

!:Ja. Nein. Ja. Es ist nur die halbe Wahrheit. Diese heitere Stimmung kann kippen, zumindest seit einiger Zeit. Ich fange nun an, seelisch zu wackeln. Es wird alles mühsamer. Ich wache auch auf und sage: Herrgott noch mal, muss jetzt diese Metastase auch noch kommen! Vor fünf, zehn Jahren hätte ich gebrüllt vor Schmerzen. Mein Vater hatte Prostatakrebs, er war noch einer aus dieser Generation der deutschen Helden, er schrie und litt fürchterlich, ich hab auf ihn eingeredet wie auf einen kranken Gaul, sagte zu ihm: Nimm Morphium. "Aber Junge", sagte er, "da werd ich doch abhängig!" Die Ärzte sagten das auch. Ich hab Glück, hier im Hospiz sind sie freigebig, ohne Morphium hielte ich es nicht aus.

?:Sie zerfallen und zerfallen.

!:Ja. Die eigene Haut wird einem fremd. Ich bin wie so ein Lumpen in die Ecke gelegt – könnte man nicht das Ganze beenden? Aber das geht ja nicht, jedenfalls nicht auf eine erträgliche Art.

?:Der 45-jährige Schriftsteller Wolfgang Herrndorf leidet an einem unheilbaren Gehirntumor, er hält das Leben für nicht mehr so wichtig, das "größte Glück", schreibt er in seinem Blog, sei "bewusstlos sterben" und "ein unauffällig in den Nacken gehaltenes Bolzenschussgerät".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

!:Ein schönes Bild in dieser Härte und Klarheit. Wie man stirbt, ist wichtig. Werde ich Angst haben? Gibt es am Ende kein Aufgeben, sondern nur einen Schrei? Ich will keine großen Worte schwingen. Das Totsein erschreckt mich nicht, es ist der Vorgang des Sterbens, der mich beunruhigt, das ist so diffus, ich krieg da noch keine Konturen rein.

?:Der Philosoph Ernst Bloch sprach leicht über den Tod, der sei einer der wenigen Dinge, die er noch nicht ausprobiert habe.

!:Er war hochfahrend. Als der Tod zu ihm kam, hat er drei Tage voller Verzweiflung gegen ihn angebrüllt. Der Tod ist das Böse, das kein Innen und Außen hat. Das Erlöschen der Zeit. Der Tod ist der letzte Herrscher, da gibt es gar nichts, dann knallt die Tür zu, dann ist Ende. Ich bin auch schon fast dabei. Der Tod ist furchtbar und endgültig.

?:Nein, sagen die Christen, sie glauben an das ewige Leben und die Auferstehung des Leibes.

!:Ich will kein Minusmissionar sein, sie sollen das glauben. Ich krieg ja täglich Briefe von Leuten, die mich mit dieser Aussicht trösten wollen. Ich will mich nicht mit den Christen anlegen. Jesus schleppt sein Kreuz den Berg hoch, und das Ganze ist ein Opfergang. Für wen? Für uns Menschen? Für jene, die zugucken? Zur sexuellen Erfreuung? Was soll das Ganze? Wir wissen, dass es die Auferstehung des Leibes nicht geben wird, wir trotten ein Leben lang über Milliarden von Toten, eine unendliche Geschichte der immer wiederkehrenden Endlichkeit. Mir fällt es sehr schwer, darüber ernsthaft nachzudenken, irgendeinen Sinn zu erkennen.

?:Bei schweren Krankheiten, schrecklichen Katastrophen heißt es in Gebeten, die trösten sollen, Gott wolle uns prüfen - darin bestehe der Sinn des Leides.

!:Worin soll der Sinn liegen, dass meine Hüfte gespalten ist, ich hier hilflos liege? Ich könnte noch draußen rumlaufen, wenn diese verdammte Hüfte nicht gespalten und nicht eine handgroße Metastase drin wuchern würde, ich kann kein Gran Sinn in alldem erkennen. Warum kommt der Krebs wie ein Fallbeil jetzt herunter? Ich würde gerne noch zehn Jahre leben.

?:Sie sind wütend auf die Welt, neidisch auf die Gesunden?

!:Nö, nicht wütend. Vielleicht neidisch auf Leute, die leben dürfen, und ich nicht. Ich halte das auch für eine Sauerei, ich hab das nicht verdient. Aber dann kommt altes, längst abgelegtes protestantisches Denken in mir hoch, dass die Dinge eben sind, wie sie sind, und ich sie nicht ändern kann.

Ich kippte, ich stürzte auf das Becken, in dem eine fünf Zentimeter große Metastase hockte, schon 20-mal bestrahlt, was sie wie ein Urviech kaum berührt hatte. Wie Godzilla in den alten japanischen Filmen schrie sie einmal auf, zog sich zurück, so dass ich einige Tage triumphierte - aha, die Bestrahlung schlägt an! Aber nach spätestens einer Woche war alles, wie es vorher war. Jetzt also dieser Sturz auf diese Beckenknochen, die von innen bereits ausgehöhlt sind und brüchig, ich stürze, ich hole mir Schmerzen, der Schmerz reißt mich in die Wirklichkeit, für Minuten weiß ich, wo ich bin. Ich liege auf dem Fußboden in meiner Wohnung, ich liege neben dem Bett, mein Problem besteht nun darin: Ich komme nicht wieder hoch. Eine Stunde liege ich wie in Kafkas Erzählung "Die Verwandlung" auf dem Boden, mindestens eine Stunde, oder doch nur ein halbe? Oder drei? Ich habe kein Zeitgefühl. Ich lieg da, gekrümmt vor Schmerz. (Oktober 2010)

?:Als Sie Ihre Diagnose bekamen: Knochenkrebs. Da ...

!:... da saß ich beim Italiener, schlürfte meinen Cappuccino, aß ein Vanilleeis. Ich fühlte mich großartig. Es war genau vor einem Jahr, ich las die Fahnen von meinem Buch "Geheimnisvoll wie der Himmel sind Kinder", ja, ein etwas peinlich-pathetischer Titel, ich war unendlich glücklich, zufrieden mit meinen Worten, ich war richtig vergnügt, in völliger Übereinstimmung mit mir. Und dann klingelt das Handy, ein Arzt war dran, er sagte: "Sie haben Knochenkrebs, unheilbar."

?:Wie? Ihre tödliche Diagnose bekamen Sie übers Telefon?

!:Ja, das war so ein Arzt, der meinte, hart sein zu müssen und cool.

?:Und Sie schrien auf vor Verzweiflung?

!:Das haut voll rein. Buuah! Ich rutschte vom Stuhl. Ich hab mich dann aber schnell gefangen, fand es gar nicht so erschreckend.

?:Das glaube ich nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

!:Jein. Mit der Diagnose leben geht. Dass alle Hoffnungen nur Illusionen sind, ahnt man ja ein Leben lang. Am Anfang war die Krankheit scheinbar weit weg. Und der letzte Sommer war der schönste meines Lebens, voll unwillkürlicher Lebensfreude. Dann kommt die Verzweiflung, die Schatten kommen auf dich zu, sie sind jetzt immer an der Wand, niemand kann sie mir wegnehmen, da ist das Gefühl, die Krankheit bricht mich allmählich. Knochenkrebs ist so ziemlich das Mieseste, was es gibt, unglaublich tückisch. Der Knochen wird von innen ausgehöhlt, er greift die Nervenstränge an, gleichzeitig gibt es einen Angriff von außen. Es ist eine doppelte Attacke auf meine Integrität.

?:Ein Bekannter von mir hat auch Krebs; kampflös, sagt er, will er sich dem nicht ergeben.

!:Was heißt denn das? Das ist doch ein selbstsuggestiver Satz, mit dem ich nichts anfangen kann. Wie soll ich denn kämpfen gegen diese Heimtücke, mich wehren? Ich wache morgens auf, und der Krebs ist an einer anderen Stelle ausgebrochen, aus dem Nerveninneren wird mein Körper ausgesaugt und ausgebuddelt.

?:Und im Kopf sind dazu ständig die Fragen: Verdammt, warum hat es mich erwischt? Warum ich? Warum bloß?

!:Nein, so habe ich nie gedacht, nie. Warum denn nicht ich? Warum ich - diese Frage stellte sich mir nie. Ich bin dazu zu sehr von der Sinnlosigkeit des Lebens überzeugt. Das Leben ist ohne Sinn, es beginnt vernunftlos und sprachlos, und so endet es auch.

?:Wir kommen aus dem Nichts, und wir gehen ins Nichts?

!:Und wir verlieren nichts. Es ist total sinnlos.

?:Glücklich sind nur die, heißt es bei Seneca, die nicht geboren wurden.

!:Ja, das gefällt mir.

Ich wache am Nachmittag gegen 17 Uhr wieder auf. Gott sei Dank rechtzeitig zum WM-Spiel um den dritten Platz. Es wird ein lahmes Spiel, um das gleich zu sagen. Aber immerhin, ich kann mich aufrichten, das wusste ich nicht genau, schlecht aufrichten muss man sagen, bei jedem Schritt schlackert das verwundete Gelenk neben mir her, aber es ist nicht weit bis zum nächsten Fernsehapparat, ein freundlicher Italiener hat ihn direkt vor seinen Spaghetti-Pavillon gestellt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

*Ich humpele auf einen Platz. Die Rückkehr ist mühsam, noch schwieriger als der Weg hin. Ich kippe immer vornüber, nur nicht noch ein Sturz, denke ich. Noch ein Sturz könnte das Ende bedeuten, jedenfalls die Einleitung zum Ende. Zum Ende von allem.
(10. Juli 2010)*

?:Ich könnte mir vorstellen, dass Sie so alt werden wollten: ein würdiger Greis, der schöne und wichtige Bücher schreibt, dessen Rat gefragt und begehrt ist.

!:Haargenau so habe ich mir meine nahe Zukunft vorgestellt. Das war mein Traum, und ich war kurz davor, ihn zu verwirklichen. Der Krebs hat ihn vernichtet.

?:Es muss Sie doch unendlich ärgern, dass in der Pädagogik wieder Drill, Dressur, Disziplin en vogue sind, dass Sie nicht dagegen argumentieren können.

!:Ich versuch doch einzugreifen! Dass ich jetzt hier im Hospiz liege, das kommt auch daher, dass ich ein Buch gegen die dumme und herrschende Pädagogik geschrieben hab. Ich habe mich und meine schwindenden Kräfte total übernommen.

?:"Lasst Eure Kinder in Ruhe" wird das Buch heißen und ...

!:... es ist eine Streitschrift gegen den zerstörerischen Förderwahn in der Erziehung. Unsere Kultur eilt dem Untergang entgegen, viel schneller, als ich noch vor ein paar Jahren befürchtete.

?:Das ist absurd, was Sie nun sagen.

!:Nein. Es ist ein Aberwitz, wenn Kinder mit zwei, drei Jahren Chinesisch lernen sollen. Eine Kultur ist auf die Dauer nicht überlebensfähig, wenn eine ehrgeizige Mutter ihr Kind heulend in der Krippe abgibt und sagt: "Es tut mir im Bauch weh, aber mein Kopf sagt, es muss sein!" Und sich dann erbarmungslos verabschiedet. Ich sag: Hört auf, eure Kinder perfekt haben zu wollen. Trimmt sie nicht mit "Kids auf der Überholspur". Ich sage Eltern ganz klar: Entweder Sie lieben Ihre Tochter. Oder Sie wollen ein perfektes Kind. Beides zusammen geht nicht.

?:Ihrer Wut zum Trotz: Bücher wie "Warum unsere Kinder Tyrannen werden" des Jugendpsychiaters Michael Winterhoff oder "Lob der Disziplin" des ehemaligen Leiters der Privatschule Salem, Bernhard Bueb, die Strenge und Härte gegenüber Kindern einklagen, sind überaus erfolgreich. Amy Chuas Schlachtruf

des häuslichen Drills, "Die Mutter des Erfolgs - wie ich meinen Kindern das Siegen beibrachte", ist auf der Bestsellerliste.

!:Diese Dame verfolgt mich seit Wochen, grauenhaft. Ein Aberwitz, was sie propagiert.

?:Chua droht ihrer Tochter, ihre Stofftiere zu verbrennen, wenn sie am Klavier nicht absolut perfekt spiele: "Ich zähle bis drei, dann erwarte ich Musikalität."

!:Grausam, dieser disziplinarischreaktionäre Jargon, das ödet mich an. Ich plädiere für Gelassenheit und Freiheit. Kinder brauchen Lärm, ein bisschen Chaos, vergnügtes Matschen auf den Spielplätzen, sie müssen vor sich hindösen können, an einer Blume zerren und dabei neue Figuren entdecken, nicht wie Hunde dressiert werden. Das meine ich mit Liebe. Nur wer liebesfähig ist, ist auch bildungsfähig. Amy Chua zerstört die Liebesfähigkeit und damit auch die Bildungsfähigkeit ihres Kindes. Das ist der Kern meiner Auseinandersetzung mit Bernhard Bueb und Michael Winterhoff. Gehorsam behindert die Intelligenz. Wir brauchen nicht mehr Disziplin und Gehorsam, sondern viel mehr Liebe. Das einzig Sinnstiftende, was wir haben, geht verloren. Ich zitiere einen der für mich wichtigsten Vernunftsätze, einen Satz von Paulus: "Die Liebe höret nimmer auf."

?:Das klingt nun sehr pathetisch - und das von Ihnen!

!:Ich liebe Pathos. Und der Satz tröstet, er ist voller Wahrheit. Er steht gegen die zerstörerische Rivalitätskultur. Kinder erleben sich fast nur als Rivalen. Zweijährige werden schon aufgefordert, besser zu sein als der Nachbar. Alles muss messbar sein.

?:Die Eltern haben Angst, dass ihr Kind es nicht schafft, die Eltern haben Angst vor dem Abstieg, der gesellschaftlichen Ächtung.

!:Ja, leider. Es traut sich kaum jemand, gegen die Rivalitätskultur zu reden. Es braucht auch viel Kraft von den Eltern, sie müssen es aushalten, dass ihr Kind vielleicht etwas anders ist.

?:Es macht Ihnen Spaß, über Kinder zu reden.

!:Ein Kind ist doch ein Wunder. Wenn so ein Sechsjähriger vor Ihnen steht mit seiner schiefen Nasenwurzel, Sie angrinst und irgendwie rumquakt - das ist doch herrlich. Und jetzt haben die Eltern nichts als Angst, dass es in der Schule versagt. Ja, seid ihr noch

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bei Sinnen! Ihr müsst Angst haben, dass es unglücklich ist. Diese maßlose Vergleichbarkeit. Ich bin der Schnellere. Ich bin der Größere. Ich bin der Geschicktere als du. Das lernen die Kinder schon mit zwei Jahren. Guck mal, die kleine Gerda, die schreibt schon das D, und du bist noch beim A! Die Kinder haben sich selber noch nicht als soziales Wesen empfunden, da wird ihnen schon eingebläut, dass ein soziales Wesen sich in permanenter Unterscheidung und Abtrennung von einem andern sozialen Wesen befindet. Das heißt, sie lernen den anderen als den anderen gar nicht kennen. Sie lernen sich selbst nicht kennen. Gerne würde ich meine schwach gewordene Faust in Tagungen dagegen erheben und rufen: Leute, es ist Quatsch, was ihr hier macht!

?:Damit ist es vorbei.

!:Ich sag ja, ich würde ja gerne noch zehn Jahre leben. Aber das wird nicht sein. Ich will jetzt noch Pfingsten erleben, ein schönes, sonniges Pfingsten. Und dann? Haben Sie zufälligerweise Sprengstoff dabei?

?:Nein, natürlich nicht.

!:Schade. Der Gedanke gefällt mir nämlich sehr: mit einem gewaltigen Krach, mit einer Bombe, einem Sprengstoffattentat gegen mich selbst, in hellem, gleißendem Licht mich im Nichts aufzulösen.

?:Puh. Sie haben Angst vor dem Grab?

!:Das Grab ist für mich eine furchtbare Vorstellung. Ich sehe überhaupt nicht ein, warum wir in unserer Kultur die ganze Zeit darauf drängen, alles immer enger zu machen. Die Kinder werden schon um acht Uhr in den Kindergarten geschickt und dann um halb acht in die Grundschule, und im Laufe des Lebens wird alles noch enger. Am Schluss soll ich auch noch in einem engen Kasten verschwinden! Himmelherrgott, kann man den nicht aufmachen?

?:Ich fürchte, nein.

!:Tja, so bleibt mein ganz großer Traum wohl nur ein Traum: mich mit einem Segelschiff in den Ozean hinaustreiben zu lassen und nicht mehr gefunden zu werden. Das finde ich versöhnlich - diese Vorstellung, alle Begrenzungen des Lebens aufzulösen.

Stell dir mal vor, ohne sie, diese Frau, würde dieses Kind einfach nicht existieren, sein Lächeln nicht, seine quiekende Stimme, sein Papa-Rufen. Es wäre einfach nicht da. Nein, so etwas können wir uns so wenig vorstellen wie den Tod. Und den Tod wollte ich nicht, den Tod dieser Familie nicht, den Tod dieser Beziehung, dieser Bindung, dieser Liebe nicht. Keine Sekunde lang. Aber er trat ein. Es ist ja zum Lachen, da arbeitet einer als Therapeut, gar nicht erfolglos und nicht ohne Anerkennung, gar nicht ohne hilfreich zu sein, und der Verfall der Liebe seiner Frau, die er jeden Tag sieht, stundenlang, am Morgen, am Abend und zwischendurch viele Male (wir arbeiteten ja zusammen in derselben Praxis) entgeht ihm. (September 2010)

?:Herr Bergmann, alles ist so traurig.

!:Ja, das kann man so sagen, aber das bedrückt mich jetzt nicht seelisch. Ich kenne kaum ein Leben, das nicht verpfuscht ist. Und ich weiß jetzt, dass ich so gut wie nichts weiß. Meine Frau hielt meine Krankheit nicht aus. Leben. Tod, Tochter, Frau. 16 Jahre hat meine Frau mir jeden Tag mindestens einmal gesagt, dass sie mich liebt. Und plötzlich ist alles weg. Was ist das Leben? Ich habe keine Ahnung. Es ist zum Lachen.

** Die kursiv gesetzten Zitate sind Notizen Wolfgang Bergmanns für sein vielleicht letztes Buchprojekt.*

Zur Person Kinder brauchen Chaos Wolfgang Bergmann war schon sehr viel: Journalist, Medienmanager, Erziehungswissenschaftler.

Aber besondere Freude und viel Erfolg hatte er als Leiter seines "Instituts für Kinderpsychologie und Lerntherapie" in Hannover, wo er viel mit schwierigen Jugendlichen arbeitete. Bekannt wurde Bergmann, selbst Vater von drei Kindern, durch zahlreiche Bücher, zuletzt "Geheimnisvoll wie der Himmel sind Kinder".

Anders als Pädagogen, die in der Erziehung Gehorsam und Drill fordern, setzt er auf Gelassenheit und Freiheit - mit seinem nächsten Buch: "Lasst Eure Kinder in Ruhe". Im Februar 2010 wurde bei Bergmann Knochenkrebs festgestellt. Sein letzter Wunsch: "Mit einem Segelschiff in den Ozean hinaustreiben und nicht mehr gefunden werden."

Müldeponien werden zu Moscheen

Marokko bekommt eine Verfassung, in der auch die Gleichberechtigung von Mann und Frau festgeschrieben wird. Ein Gespräch mit den Prostituierten Aicha (22) und Suleika (32) aus Tanger

Jana Petersen, Martin Reichert, Khalid El Kaoutit, taz/sonntaz, 16.07.2011

Es ist der Vorabend einer wichtigen Entscheidung, zwei Wochen ist es her: Die Bevölkerung soll über die neue Verfassung abstimmen. Der König von Marokko, Mohammed VI., hofft, so einem Übergreifen der prodemokratischen Protestwelle in der arabischen Welt vorzubeugen. Die Stadt im Norden ist voller "Jubel-Marokkaner", gekaufter Claqueure. Das Gespräch findet gegen Mitternacht in einem Apartment an der Küstenstraße von Tanger statt, das häufig für Orgien genutzt wird. Zu trinken gibt es Whiskey auf Eis. Geraucht wird Kette.

taz: Wir müssen Ihnen erst mal gestehen, dass wir in Marokko der Familie von Khalid El Kaoutit zuliebe ein Doppelleben führen. Jana Petersen tritt als Ehefrau von Martin Reichert auf, obwohl er in Deutschland mit einem Mann verheiratet ist.

Aicha: Super. Sie lügen genau so wie wir!

Ihre Familien wissen nicht, dass Sie als Prostituierte arbeiten?

Aicha: Ich lebe alleine hier, meine Familie ist in Tetouan, fünfzig Kilometer von Tanger entfernt. Ich sage, dass ich in einem Geschäft arbeite. Meine Eltern glauben mir, sie könnten sich auch gar nicht vorstellen, dass ich so was mache - das ist undenkbar. Eine Tante hat mich einmal besucht, da bin ich dann jeden Tag mit Kopftuch rausgegangen und habe meine Tage in Cafés verbracht.

Was würde passieren, wenn Ihre Familie herausbekommen würde, dass Sie sich prostituieren?

Aicha: Das ist unwahrscheinlich. Wenn, dann liefere das über Gerüchte. Und die gab es auch schon mal. Eine andere Tante aber weiß allerdings Bescheid, sie deckt mich. Aber ich würde jetzt langsam gerne heiraten und meine Ruhe haben. Das ist ja ein risikoreicher Job. Alles ist in den Händen von Allah, aber ich könnte getötet werden, vergewaltigt werden.

Ist Ihnen schon einmal etwas zugestoßen?

Suleika: Einmal waren wir mit ein paar Jungs unterwegs, die hatten auch schon bezahlt. Und dann in der Wohnung war auf einmal das Koks alle, die Typen sind noch mal weg, um welches zu holen. Als sie dann zurückkamen, haben sie uns mit Messern bedroht, wollten das Geld zurück.

Wir haben gehört, dass Prostituierte in Marokko schlecht behandelt werden.

Suleika: Wir sind Waren, sie kaufen uns.

Frauen haben in Marokko, scheint es, nicht viel zu melden. Es gibt hier noch Patriarchen, wie sie im Buche stehen. Was ist der Unterschied zwischen einer Hure und einer Frau?

Aicha: Im Grunde genommen gibt es da keinen großen Unterschied. Insofern ist es für mich besser, außerhalb einer Familie und nicht mit einem solchen Mann zu leben. Es ist fast unmöglich, einen ordentlichen Job zu finden. Richtig ist: Viele Männer behandeln ihre Frauen hier wie Kühe. Sie geben ihnen zu essen und dafür müssen sie alles machen, was man ihnen sagt.

Mögen marokkanische Männer eigentlich Frauen?

Suleika: Die meisten Männer wollen nur kurz ihre Bedürfnisse befriedigen.

Für rund fünf Euro kann man sich am Strand von Tanger auch einen Mann kaufen. Kann es sein, dass es in Marokko mehr männliche Prostituierte als weibliche gibt?

Suleika: Früher war das nicht so, aber da kann was dran sein. Früher waren die unsichtbar, aber jetzt zeigen sie sich eher. Der König hat ja per Dekret bestimmt, dass man Schwulen nichts antun darf. Sie zeigen sich jetzt eher, ziehen enge Sachen an.

Die meisten Männer, die sich hier verkaufen, würden sich niemals penetrieren lassen. Sie sehen sich auch nicht als Schwule.

Suleika: Es gibt welche, die mahlen und solche, die gemahlen werden. Mein Bekannter macht beides.

Und derjenige, der mahlt, verliert seine Ehre nicht.

Suleika: Das ist richtig. Die Frau aber verliert ihre Ehre, sobald sie keine Jungfrau mehr ist und nicht geheiratet wird. Egal, ob sie anschaffen geht oder nicht.

Ist das nicht ganz schön ungerecht?

Aicha: Ja, ist so. Die Frauen sind insgesamt weniger wert, erst recht, wenn sie auf die Straße gehen. Es gibt auch Jungfrauen, die auf den Strich gehen, die machen es dann nur anal.

Auf die Straße gehen - bedeutet das ein Stück weit Freiheit? Zumindest von der Moral?

Suleika: Du bist frei und kannst machen, was du willst. Solange es niemand sieht. Aber innerlich bist du nicht frei, sondern beschädigt.

Aicha: Du verkaufst dein eigenes Fleisch. So ist das. Aber manchmal werden Mülldeponien auch zur Moschee: Eine Freundin von mir wurde vor zwei oder drei Jahren von einem Freier gehehlicht, sie hat jetzt Kinder und trägt Kopftuch.

Mülldeponie, das klingt so hart.

Suleika: Ich bin jetzt 32, fast 33. Ich war verheiratet und habe mich scheiden lassen, der Mann war nicht gut. Er war untreu, hat gelogen, war mit Huren zusammen. Jetzt bin ich selbst eine.

Wenn wir das Land richtig verstanden haben, darf hier niemand machen, was er will. Sexuell schon gar nicht. Sind Huren ein Ausweg?

Suleika: Kein Sex vor der Ehe? Da kann ich doch nur lachen. Daran halten sich vielleicht noch fünf Prozent der Bevölkerung.

Noch? Hat sich die Gesellschaft so sehr verändert? Dank Internet, Facebook?

Aicha: Ich bin nicht bei Facebook, ich mag diesen Kram nicht. Ich habe mal einen PC bekommen, aber den habe ich wieder verkauft.

Und was halten Sie von der neuen marokkanischen Verfassung?

Suleika: Wir gucken keine Nachrichten, wir leben nachts.

Vom Balkon der Wohnung aus sieht man, wie die Bürger von Tanger scharenweise an der Strandpromenade entlang spazieren gehen. Autos hupen, ein warmer Wind weht noch immer, mitten in der Nacht. Die McDonald's-Filiale gegenüber ist gut besucht. Alles scheint leicht, voller Lebenslust. Wie im Frühling. Hat sich Marokko verändert?

Aicha: Es gibt mehr Bildung, die Menschen werden offener - gerade hier im Norden.

Gilt das auch für Ihre Freier?

Suleika: Nein, früher waren die Kunden besser. Es gab auch insgesamt weniger Huren. Heute kann man kaum noch zwischen Huren und normalen Frauen unterscheiden.

Inwiefern?

Suleika: Es bieten viele Frauen auch tagsüber Sex an, sie brauchen Geld. Die tragen Kopftuch und niemand weiß von nichts. Die ziehen sich dann im Taxi oder im Club um. Vielen Männern gefallen solche Frauen mit Kopftuch auch besser. Die denken dann, die ist naiver, leichte Beute.

Also kein Frühlingserwachen, keine neuen Männer in Marokko?

Aicha: Früher waren unsere Kunden Dealer oder ältere erfolgreiche Männer. Die haben einfach bezahlt und gut. Jetzt sind es viele soziale Aufsteiger. Die sind aggressiv, wollen ihr Geld zurück, wollen verhandeln. Schlimm.

Sie brauchen das Geld, aber warum brauchen diese jungen Männer Huren?

Suleika: Sie wollen erst mal ihre Sexualität ausprobieren. Andere wollen die Frauen erst mal konkret sexuell ausprobieren, bevor sie sie vielleicht heiraten. Sie wollen nicht die Katze im Sack kaufen. Aber alle Mädchen, die sich auf einen Mann einlassen sind in Gefahr. Die Mädchen, die nicht ausgetrickst werden, das sind dann solche, die von ihren Müttern an einen Mann vermittelt werden. Aber wenn ein Mann von sich aus mit einem Mädchen ausgeht, dann ist sie für den Mann eine Hure. Auch wenn er sie selbst entjungfert hat.

Aicha: Die meisten Marokkaner, die ich kenne, lügen. Sie sind verheiratet und gehen trotzdem mit Nutten.

Das ist in Deutschland auch so.

Aicha: In Marokko ist das einfach noch viel krasser und verlogener, härter als in Europa, glaube ich. In Marokko haben die Frauen seit Anfang 2000 mehr Rechte bekommen, und seitdem ist es noch krasser geworden. Die Männer gehen noch viel häufiger zu Huren.

Suleika: Die Männer arbeiten und versorgen die Frauen, ansonsten machen sie einfach, was sie wollen. Wenn die Frauen nachfragen, sagen sie: Wenn es dir nicht gefällt, kannst du gehen, nach Hause, zu deiner Familie. Viele behandeln die Huren sogar besser als ihre Ehefrauen.

Liegt das wirklich an Marokko?

Suleika: Ich war in Saudi-Arabien, in Bahrein. Die Männer dort sind sehr gut, sie respektieren die Frauen. Du fühlst dich dort wie eine Frau im Sinne der Frauenrechte.

Wirklich?

Suleika: Man wird respektiert. Ich war Tänzerin in einem Hotel. Manche haben für eine Nacht, 20.000, 30.000 Dirham bezahlt. Die Saudis sind gute Kunden. Sie zahlen gut.

Weil sie mehr Geld haben.

Suleika: Ja, aber sie behandeln einen auch besser. Die Männer aus den Golf-Staaten lieben die marokkanischen Frauen.

Aicha: In Saudi-Arabien wurden die Frauen genital beschnitten. Deshalb können sie sich nicht gut um ihre Männer kümmern. Sie haben keine sexuellen Gefühle mehr. Deshalb kommen die Männer hierher oder lassen welche einfliegen. Aber heute wird das nicht mehr so viel gemacht mit der Beschneidung. Die männlichen Saudis sind nicht so schön, die Frauen schon. Aber die Saudis sind sehr zärtlich. Sie haben Stil. Die Marokkaner sagen dann zu den Frauen, die sich mit Saudis abgeben: Das ist eine Saudi-Nutte, die rangiert dann gleich noch mal drei Stufen tiefer.

Suleika: Sobald ein marokkanischer Mann merkt, dass eine Frau sich in ihn verliebt hat, dann ist alles vorbei. Dann bist du sein Besitz und er behandelt dich schlecht. Sie fangen an, dich zu kontrollieren. Du hast im Prinzip verloren, sobald du dich verliebt hast.

In Syrien sagt man umgekehrt: "Jungs sind wie Briefmarken, sobald du auf sie spuckst, kleben sie."

Aicha: Wenn du ihm vertraust und ehrlich bist, hast du verloren. Wenn du auch trickst, bist du auf der sicheren Seite. Wenn du ihn als Stütze betrachtest, dann fällt er um.

Die Rolle des Mannes ist die des alleinverantwortlichen Versorgers. Wer will das schon.

Aicha: Ich war schwanger, wollte abtreiben, weil er kein Geld hatte, arbeitslos war. Aber er wollte "seinen Sohn" haben. Als ich dann im fünften Monat war, ist er einfach abgehauen.

Sie haben ein Kind. Und Ihre Familie weiß nichts davon?

Aicha: Doch. Die Tante, die mich schützt, hat sich eine Lüge ausgedacht: Mein Mann säße im Gefängnis.

Alle müssen lügen. Die Männer auch. Niemand ist glücklich.

Aicha: Die Männer betrügen sich selbst. Es ist für sie auch eine Form des Zeitvertreibs.

Sie langweilen sich?

Suleika: Mehr als das. Alle nehmen Drogen, hängen rum. Und wenn sie erreichen, was sie wollen, dann haben sie sogar noch mehr Langeweile.

Langeweile? Vielleicht fühlen sie sich gefangen in ihrer Rolle als Mann?

Suleika: Ich bin mit richtigen Männern ausgegangen, keine Schwulen - von denen kenne ich ja viele -, aber es gibt Freier, die kommen und haben eine Gurke dabei, mit der sie penetriert werden möchten. Andere wollen mit einem Umschnalldildo gevögelt werden. Sie ziehen Damenwäsche an und wollen als Nutte von mir beschimpft werden. Aber sie wollen nicht mit Männern schlafen, sondern mit Frauen.

Warum nicht gleich mit einem Mann?

Aicha: Schwul sein geht nicht, ist unmöglich.

Suleika: Einer wollte immer geschlagen werden. Das hat richtig Spaß gemacht. Er war so ein Hübscher.

Gestern, in dem Club, in dem wir uns kennengelernt haben, hing über der Bühne ein Porträt des Königs und die Männer der Band sangen "Allahu Akbar", Allah ist groß.

Suleika: Allah! Ich finde das nicht in Ordnung. Wenn man Alkohol getrunken hat, soll man Allah in Ruhe lassen. Aber sie haben das gestern gesungen wegen des Referendums zur Verfassung.

Aicha: Das entwertet den König, Allah und Marokko.

Allah muss insgesamt sehr viele graue Haare haben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Suleika: Viele Freier tragen Bärte und sind gläubig. Am verrücktesten sind aber die Geistlichen. Sie belehren dich erst mal eine halbe Stunde über Fragen des Glaubens, dann schimpfen und beleidigen sie dich im Namen der Religion. Und dann vögeln sie dich erst.

Aicha: Sie beleidigen dich ununterbrochen.

Das meinen Sie mit Müllkippe.

Suleika: Du bist alleine, du musst dich selbst erhalten. Eine Hand kann nicht klatschen. Du bist entjungfert und hast keine Ehre mehr. Das ist die Müllkippe.

Haben Sie einen Traummann?

Aicha: Ich haben keinen Traummann.

Suleika: Ich wurde so oft enttäuscht, dass ich die Hoffnung verloren habe.

Wie werden Sie ihren Sohn erziehen?

Suleika: Mein Sohn ist schon fünfzehn. Er lebt bei meiner Mutter, wir verstehen uns nicht gut. Er ist nicht stolz auf seine Mutter. Meine Tochter ist auch bei meiner Mutter - ich rauche und trinke. Ich bin keine gute Mutter, kein gutes Vorbild für meine Tochter.

Am Ende des Gesprächs ist die Flasche leer. Alle tanzen im Wohnzimmer zu orientalischer Musik. Das Leben soll weitergehen, die Nacht ist noch jung. Und die Frauen haben noch Termine.

Gefangenschaft

Mitten im Nichts steht das Buckingham Correctional Center, 1038 Insassen, hohe Mauern, Stacheldraht, sehr angsteinflößend. Walkie-Talkies krächzen, Vollzugsbeamte tasten, Gittertüren gehen auf und fallen scheppernd zu. Jens Söring sieht blass aus, zerbrechlich, seine Hand ist trocken, das Gesicht alterslos. Er soll 1985 in Lynchburg die Eltern seiner damaligen Freundin getötet haben. Mehr als die Hälfte seines Lebens sitzt er deswegen im Gefängnis. Er sagt, er war es nicht. Und zählt die Tage.

Karin Steinberger, Süddeutsche Zeitung, 22.01.2011

SZ: Ich wollte Ihnen eigentlich ein Stück Baumrinde mitbringen aus der Welt da draußen. Es ist aber leider verboten.

Jens Söring: Klar ist das verboten. Vor kurzem wollte mir jemand ein Herbstblatt im Brief schicken. Das wurde sofort zurückgeschickt.

Vor vier Jahren sagten Sie, dass Sie in Ihrem Leben noch einmal einen Baum berühren wollen. Ist das noch wichtig?

So akut ist das gerade nicht. 2010 war das zweitschlimmste Jahr meines Lebens. Das schlimmste war vom 30. März 1985, das war der Tag, an dem die Haysoms ermordet wurden, bis zum 30. April 1986, als wir verhaftet wurden. Damals habe ich den furchtbarsten Fehler meines Lebens gemacht. Ich hätte irgendjemanden um Hilfe bitten müssen, das habe ich nicht getan. Für diesen Fehler bin ich jetzt fast 25 Jahre im Gefängnis.

Wie lange genau? Zählen Sie noch?

An dem Tag, an dem dieses Interview veröffentlicht wird, werden es 24 Jahre, acht Monate und 22 Tage sein. Ich zähle jeden Tag. Durch die DNS-Beweise ist ja auch alles wieder akut geworden.

42 DNS-Spuren gibt es zu Ihrem Fall, keine konnte Ihnen zugeordnet werden. Im Prozess damals hieß es immer, Sie hätten sich am Tatort verletzt.

Es ist, als ob man 42 Mal russisches Roulette spielt. Wenn jemand schuldig wäre – und dann 42 Mal kein Treffer? Das ist kein Beweis meiner Unschuld, aber es ist schwer zu sagen, der war es, wenn es 42 Mal nicht geknallt hat. Im „Hund von Baskerville“ war der entscheidende Hinweis, dass der Hund nicht bellt. Bei mir hat die DNS 42 Mal nicht gebellt. Das lässt Hoffnung aufflammen. Und Wut.

Wut auf wen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich habe die ersten 14 Jahre meiner Haft damit verbracht, hauptberuflich und rund um die Uhr und mit großer Energie mich selbst zu hassen. Damals habe ich noch gehofft, irgendwann hilft mir ein Gericht. Als 2001 die letzte Berufung vom US-Supreme-Court abgewiesen wurde, habe ich meditiert, zehn Jahre lang. Die Entwicklung war weg von der Wut auf mich, hin zu einer Trauer über das, was ich Menschen angetan habe .

Und jetzt?

Jetzt ist es Wut auf das Justizsystem. Am 2. Oktober 2009 habe ich die DNS-Testergebnisse bekommen, ich hätte bis 2. Dezember 2009 Klage einreichen können. Im Oktober hat der Gouverneur von Virginia, Timothy Kaine, gesagt, dass ich nach Deutschland überstellt werde, am 12. Januar 2010 bat er US-Generalstaatsanwalt Eric Holder offiziell darum. Deswegen habe ich keine Klage eingereicht. Aber am 19. Januar hat der neue Gouverneur Robert McDonnell als eine seiner ersten Amtshandlungen meine Überstellung zurückgezogen. Ein Gouverneur nimmt den Gnadenakt seines Vorgängers rückwirkend zurück. Ich war nicht darauf vorbereitet, so etwas ist noch nie vorgekommen. Ich habe nicht nur die Chance auf Haftüberstellung verloren, sondern auch die Chance, die DNS-Sache vor Gericht zu bringen. Das ist für mich kaum auszuhalten.

Und jetzt? Wie gehen Sie damit um?

Wut, es ist einfach Wut.

Was macht man mit dieser Wut?

Ich arbeite wie verrückt daran, mich hier noch freizukämpfen. Ich fange um 6.20 Uhr an und höre um 19.50 Uhr auf.

Freikämpfen, aber wie denn?

Ich arbeite daran, dass man in Deutschland von mir erfährt. Das ist meine letzte Chance. Ich werde ein Gnadengesuch bei Gouverneur McDonnell einreichen, aber ich habe da keine Illusionen. Ich bitte nicht darum, meine Unschuld anzuerkennen, ich bitte um Abschiebung.

Die Menschen in Virginia hassen Sie, die wollen die „deutsche Bestie“ für immer in ihrem Gefängnis schmoren sehen.

Ja, Rache ist die einzige Definition von Gerechtigkeit, die in diesem Land anerkannt wird. Es ist politisch unmöglich, Gnade zu zeigen. Dieser Hass in meinem Fall, die Intensität der Gefühle, das hat wohl damit zu tun, dass ich Fremder bin.

Sie können also entspannen, Sie bleiben in der Hölle.

Ich hatte wahnsinnig große Hoffnungen. Wenn man so viel Zeit im Gefängnis verbracht hat, weiß man nicht mehr, wie die Welt da draußen funktioniert. Das Internet, habe ich nie gesehen, iPod, nie gesehen, ich habe noch nie ein Handy benutzt, ich habe noch nie eine Arbeit verrichtet, ich habe keine Ausbildung. Ich hatte Angst.

Kann man sich in Gefangenschaft auf die Freiheit vorbereiten?

Ich habe versucht herauszufinden, welche Möglichkeiten ich habe. Ein Studium hätte zu viel Zeit gebraucht. Ich suchte eine Arbeit, bei der man keine Ausbildung braucht. Ich wollte mir meinen Lebensunterhalt verdienen, und zwar möglichst bald. Ich habe nicht mehr viel Zeit. Aufholen geht nicht mehr, Happy End auch nicht. Das wusste ich.

Sie haben nie das Grab Ihrer Mutter gesehen, nie das wiedervereinigte Deutschland. Sie bereiten sich auf eine Welt vor, die Sie nicht kennen.

Ja, aber ich kann mich jetzt sowieso entspannen, ich bleibe ja. Ich kämpfe wieder um meine Freiheit, das mache ich seit zweieinhalb Jahrzehnten, das ist eine Disziplin, die ich gut beherrsche.

2010 war so schlimm, weil Sie Hoffnung hatten, oder?

Die erste Hälfte des Jahres war schlimm, weil ich Hoffnung hatte, die zweite Hälfte, weil ich keine Hoffnung mehr hatte. Es gibt fast keine Möglichkeit mehr, dass ich hier rauskomme. Es wäre nur noch möglich, dass Bundespräsident Christian Wulff bei seiner Amerikareise meinen Fall aufgreift. Oder Innenminister Thomas de Maizière. Eine Sache, die mich verrückt macht, sind die Wikileaks-Enthüllungen, da haben die Amerikaner Staaten alles Mögliche angeboten, wenn sie Guantanamo-Häftlinge aufnehmen. Da wurde richtig geschachert. Ich bin eine kleine Nummer, das wäre doch nicht schwer gewesen: Wir nehmen zwei – und bekommen dafür den Söring.

Da bereitet man sich auf das Leben vor – und dann bleibt man doch gefangen. Das hier ist ein sehr beklemmen der Ort.

Es ist so, als ob man vom Krebs geheilt wird, und dann kommt einer und injiziert einem eine neue Ladung Krebs. McDonnell hat zwei Sachen gemacht am ersten Arbeitstag. Er hat meine Haftüberstellung zurückgenommen – und die Schließung der öffentlichen Klos auf der Autobahn. Auf dem Niveau ist das: der Söring und die Klos. Der wollte seinem Vorgänger eins auswischen. Es hatte keine Bedeutung für ihn. Er hat einmal gesagt, ich bin überzeugt, dass Söring rehabilitiert ist. Darum geht es ihm gar nicht.

Und Sie haben mal gesagt: Schreiben hat mich vor dem Verrücktwerden gerettet. Welches Verrücktwerden ist das?

Selbstmord. Ich kann es nicht mehr aushalten, hier zu leben. Das ist kein Leben, das ist eine Existenz. Es hat nichts mit den Haftbedingungen zu tun, sondern damit, dass man keine Hoffnung hat. Ich weiß, in zwei Jahrzehnten werde ich in einer Zelle sitzen, die sieht genauso aus wie die, in der ich jetzt sitze. Ich werde nur damit fertig, weil ich kämpfe. Wenn das nicht mehr möglich ist, gibt es keinen Grund mehr, etwas zu tun. Das sehe ich an meinen Mitgefangenen, die nicht aus dem Bett rauskommen. Es gibt keinen Grund mehr aufzustehen.

Kann man in Gefangenschaft zu einem besseren Menschen werden?

Ja klar. Die meisten hier kommen von ganz unten, die haben an sich gearbeitet, viel mehr als ich. Ich war Hochbegabtenstipendiat, habe sechs Bücher geschrieben, ich habe nur getan, was ich sowieso getan hätte, wenn ich in der Welt gewesen wäre. Raus kommen sie trotzdem nie. Also geben sie auf. Einer ist seit 41 Jahren da, jetzt ist er geisteskrank. Er stellt sich an, holt sich die Pillen, wird ruhiggestellt. Ein anderer schreit jeden Tag seine Frau an. Die Frau, die er vor 30 Jahren umgebracht hat. Man kippt um und taucht ein in den Wahnsinn.

Selbst wenn Sie die Tat begangen hätten, wären Sie in Deutschland schon lange frei. Will man da nicht schreien vor Wut?

Im Gefängnis ist es gefährlich, Emotionen zu zeigen. Wir sind die höflichsten Menschen der Welt. Jede kleinste Beleidigung kann sofort zu Gewalt führen. Deswegen entschuldigt man sich ständig. Nie echte Emotionen zeigen, niemals.

Ist das jetzt Ihr Knastgesicht?

Ja. Man verlernt es, Gefühle zu zeigen. Ich gieße alle meine Gefühle ins Schreiben, alles. Vor kurzem gab es eine Schlägerei bei uns. Es ging darum, ob man das Fenster aufmachen soll oder nicht. Die Situation ist explodiert, die Wärter kamen mit Pfefferspray und Schutzschildern mit Elektrostrips, damit werden die Leute elektrisiert. Schlimme Sache.

Ein Fenster?

Ja, wir alle stehen immer kurz davor, zu explodieren. Das ist die Hoffnungslosigkeit. Aber das Leben ist mir wegen der verdammten DNS-Beweise jetzt wieder wichtiger. Was jeder Mensch braucht, ist das Gefühl, dass das eigene Leben etwas bedeutet. Viktor Frankl hat über seine Erlebnisse im KZ geschrieben, da steht, es ist das Wichtigste, einen Sinn zu haben.

KZ-Literatur im Knast? Seit wann lesen Sie das? Seit Sie im Gefängnis sind?

Vor dem Gefängnis gab es ja fast nicht für mich. Mein Leben hat mit 18 aufgehört. Mit 19 war ich im Gefängnis. Ich kann mich kaum noch dran erinnern, was das Leben war. Es gibt nur ein paar Erinnerungen.

Welche Erinnerungen?

Reiterhof in Niedersachsen, da war ich drei Sommer als Kind. Da gab es Pferde. Und Mädchen. Was will der Mensch mehr. Ich kann mich an ein Feld erinnern, da kam der Wind rüber, das Gelb ging so in Wellen. Es war wunderschön. Es war ein Gefühl, als sei alles miteinander verbunden, als fließe es von einem weg und gleichzeitig in einen hinein. Ich kann mich an einzelne Pferde erinnern.

Warum lachen Sie?

Weil ich mich auch an einzelne Mädchen erinnern kann. Schließlich bin ich ja hier wegen eines Mädchens. In den Neunzigern habe ich diese Fernsehsendung gesehen: „Mad about you“, mit Helen Hunt. Zu dem Zeitpunkt schien das Leben noch greifbar, weil ich eine sehr gute Anwältin hatte. Damals schien so ein Leben noch möglich. Jetzt nicht mehr.

Wissen Sie, wie lange Nelson Mandela im Gefängnis war?

27 Jahre.

Er war 71, als er rauskam und war sich sicher, dass jetzt ein neues Leben anfängt.

Aber ich und er, die Situationen sind nicht zu vergleichen. Er kam mit 44 ins Gefängnis, er hatte davor ein Leben, er war ein fertiger Mensch, er hatte was erreicht. Das wirklich Entscheidende ist die Hoffnung. Die hatte er, ich nicht.

Kein Land hat so viele eigene Bürger eingesperrt wie die USA.

Darüber habe ich sechs Bücher geschrieben. Im zweiten Buch dachte ich noch, dass sie uns alle freilassen müssen, weil es finanziell nicht mehr geht. Das war der größte gedankliche Fehler meines Lebens. Die haben kein Geld, um Salz auf die Straßen zu streuen, wenn es schneit, aber sie behalten uns. So verrückt sind die. Was uns angetan wird, ist eine verzögerte Form von Hinrichtung. Wir werden alle in Gewahrsam des Staates sterben.

Sie sind irgendwie nicht gealtert. Als sei die Zeit an Ihnen vorbeigegangen.

Es ist nicht nur das Äußere, das sich nicht verändert hat. Ich halte meine Entscheidung, Elizabeth nicht auf den elektrischen Stuhl zu schicken, immer noch für richtig. Nur wie ich das gemacht habe, das war falsch. Ach ja, und ich kann heute viel mehr Klimmzüge machen.

Das ist Selbstschutz, oder? Sie sind das geborene Opfer.

Klar, Weißer, Ausländer, klein und nicht besonders muskulös.

Und ein Schlaumeier.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein schrecklich schlimmer. Aber Intelligenz ist die wichtigste Waffe, die ich habe. Sie ist die größte Hilfe beim Überleben. Viele hier haben meine Texte gelesen, sie verstehen, dass ich auch für ihre Freiheit kämpfe. Das gibt mir Schutz.

In all den Jahren ist nie etwas passiert?

Ich wurde in 25 Jahren kein einziges Mal in einen Kampf verwickelt, keine Vergewaltigung, kein Regelverstoß. 1991 bin ich beinahe vergewaltigt worden. Danach habe ich wie wahnsinnig trainiert. Und ich habe für andere schriftliche Beschwerden und Berufungsschriften geschrieben. Ich habe jetzt eine feste Position in der Hackordnung. Aber das größte Geheimnis ist: keine Angst haben.

Ich möchte Ihnen ein paar Worte sagen, was lösen sie in Ihnen aus: Langeweile.

Kenne ich nicht. Ich bin der einzige Gefangene, der wünscht, er hätte mehr Zeit.

Steak, rot und saftig.

Ich kann mich nicht erinnern. Natürlich weiß ich, was ein Steak ist, ich sehe es im Fernsehen. Aber es löst nichts mehr aus. Es gibt keine Verbindung mehr.

25 Jahre Knastfraß, ich schmecke nichts mehr. Man vergisst es, Gott sei Dank.

Liebe.

Das ist natürlich eine riesengroße Sehnsucht für mich. Ich bin ja hier aus missverstandener und falsch ausgelebter Liebe. Ich habe mir sehr viele Gedanken gemacht, ob so etwas noch mal für mich möglich ist. Ist es möglich, solche Gefühle zu haben, ohne dass ich sofort doppelt lebenslänglich bekomme? Für mich war immer eine direkte Verbindung zwischen Liebe und elektrischem Stuhl. Liebe. Nach 25 Jahren, was bleiben mir da noch für Möglichkeiten?

Es gibt Lieben, die fangen mit 75 an.

Ich möchte nicht mit 75 anfangen. Ich kann jetzt schon nicht mehr. Ich bin in der overtime . Wie nennt man das?

Verlängerung . . .

Ich bin in der Verlängerung, in der Nachspielzeit. Ich kämpfe weiter, ich spiele wie verrückt, aber ich bin schon lange über die Grenze hinaus. Ich habe manchmal das Gefühl, dass ich wie ein Mensch bin, der gestorben ist, aber die Leiche zuckt noch, weil man elektrische Paddel draufsteckt. Er zuckt, aber im Grunde ist er tot. Als die Haftüberstellung erfolgreich zu sein schien, dachte ich, vielleicht stehe ich nochmal auf. Dann war ich wieder tot. Ich habe viel über Selbstmord nachgedacht. Die große Angst, die ich habe, ist, dass ich dabei versage.

Dass Sie versagen? Beim Selbstmord?

Dass ich die Scheiße auch noch überlebe. Mir wäre völlig egal, wie viel Schmerz damit verbunden ist. Ich habe nur eine panische Angst davor, zu überleben.

Können Sie auch mal weinen?

Ich habe damit aufgehört, ich weiß nicht, warum. Früher habe ich einmal im Jahr geweint. Das ist übrigens eine Studie der University of Michigan, da steht, dass 1,3 Prozent der Gefängnisinsassen unschuldig sind. Das sind allein in Virginia 468.

Was bringen Ihnen diese Fakten?

Nichts, ich habe nur noch dieses Interview. Wie wichtig es für mich ist, habe ich gemerkt, als ich gewartet habe. Kommt sie oder kommt sie nicht?

Hat Ihnen keiner gesagt, was passiert ist?

Nö.

Ich hatte einen falschen BH an.

Zu viel Metall, oder? Es gibt einen Laden, der lebt vom Gefängnisgeschäft. Vor kurzem war es so, dass man keine Jeans anhaben durfte, wenn man hier rein wollte.

Keine Jeans?

Ja, jedes Wochenende haben hier unzählige Leute Polyesterhosen gekauft. So ist das hier. Es hat mit Kontrolle zu tun.

Ich bin froh, dass es geklappt hat.

Ja, danke. Auch für die Gelegenheit, endlich wieder Deutsch sprechen zu dürfen.

Jens Söring wird 1966 als ältestes Kind eines deutschen Diplomaten in Thailand geboren. An der University of Virginia in den USA lernt er 1984 Elizabeth Haysom kennen. Er denkt, es ist die große Liebe. Als Elizabeths Eltern am 30. März 1985 in Lynchburg, Virginia, ermordet werden, verdächtigt die Polizei die angeblich von den Eltern missbrauchte Tochter und Söring. Am 30. April 1986 werden sie in London verhaftet. Söring glaubt, dass er durch den Vater diplomatische Immunität genießt und gesteht, angeblich, um Elizabeth vor dem elektrischen Stuhl zu retten. Später widerruft er. Vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte kann er vor seiner Auslieferung in die USA das Todesurteil verhindern. Haysom wird zu 90 Jahren verurteilt, Söring zu zweimal lebenslänglich. Es ist ein Fall ohne Augenzeugen, ohne Fingerabdrücke, es gibt Ungereimtheiten, Verfahrensfehler, befangene Richter.

Die Geschichte unserer Tochter

Clara Dyck war nur zehn Jahre alt, als sie in diesem Jahr starb. Sie litt an einer seltenen, unheilbaren Erbkrankheit. Ihre Eltern haben lange um sie gekämpft. Nun versuchen sie, irgendwie mit der Trauer umzugehen. Ein Gespräch

Britta Stuff Welt am Sonntag, 25. 09. 2011

Ein kleines Haus in Berlin-Reinickendorf. Hier leben Iris und Eckhard Dyck. Iris ist 50 Jahre alt und Kriminalhauptkommissarin, Eckhard ist Bauingenieur und 57 Jahre alt. Sie haben fünf Kinder, Richard, Gero, Marcel, Yvonne und Clara. Clara ist in diesem Jahr im Alter von zehn Jahren gestorben. Die Eltern haben sich gewünscht, über ihre Tochter zu sprechen. Die "Welt am Sonntag" hat schon einmal über Clara berichtet, hat sie 2008 ein halbes Jahr lang begleitet. Clara war damals schon sehr krank, sie litt an einer unheilbaren Erbkrankheit.

Wir sitzen im Wohnzimmer. An den Wänden hängen vier große Bilderrahmen, in den Rahmen sind wiederum viele Dutzend Fotos von Clara: Clara als Baby, Clara auf einem Schoß, Clara bei den ersten Schritten, krank, mit Sauerstoffschlauch, mit kurz geschorenen Haaren, im Rollstuhl - der Raum wurde so hergerichtet für den Empfang nach der Trauerfeier. Vor zwei Wochen war die Beerdigung, ganz in der Nähe auf einem kleinen Friedhof. Ein weißer Sarg, ungefähr 40 Menschen kamen. Die Familie hatte ein paar Lieder und Gedichte ausgesucht, "Geboren, um zu leben" beispielsweise, die vier anderen Kinder haben den Sarg getragen, am Grab selbst lagen in einer Schale Blütenblätter, die man in die Grube auf den Sarg werfen konnte. Wir trinken Kaffee, wir duzen uns, weil wir uns schon eine Zeit lang kennen.

Welt am Sonntag: Iris, warum möchtet ihr dieses Gespräch?

Iris: Das ist nicht leicht zu erklären. Ich glaube, ich möchte einfach nicht, dass Clara so sang- und klanglos geht. Das wäre nicht gerecht. Ich möchte, dass etwas von ihr bleibt.

Ist es sehr schwer, über sie zu sprechen?

Iris: Es ist schmerzhaft, und ich kann manchmal nicht anders, als dann zu weinen. Aber es ist mir wichtig, dass ganz normal weiter über sie geredet wird. Wie über jemanden, der nur verreist ist. Oder ausgewandert ist, der von mir aus nie wiederkommt. Über den redet man auch ganz normal. Man redet über gestorbene Politiker und Künstler. Ich möchte einfach auch das Recht haben, über Clara normal zu sprechen, ohne dass mein Gegenüber ständig zusammenzuckt, sobald der Name "Clara" fällt.

Clara wurde am 18. Oktober 2000 geboren. War sie ein Wunschkind?

Eckhard: Sie war gewollt. Als die Zwillinge so drei Jahre alt waren, sagte meine Frau: "Vielleicht kriegen wir jetzt nach drei Söhnen noch eine Tochter?" Ich wollte erst nicht. Später konnte ich mich dann damit anfreunden.

Und die Schwangerschaft, wie war die?

Iris: Ich war schon 40 und habe auf Anraten des Arztes eine Fruchtwasseruntersuchung machen lassen, daraufhin ging viel Fruchtwasser ab. Ich kam ins Krankenhaus, ich musste eine Woche liegen. Damals habe ich gedacht: Wenn dieses Kind hier jetzt weggeht, dann kriegst du nie wieder eins.

Aber Claras Krankheit wird bei der Fruchtwasseruntersuchung nicht getestet?

Iris: Sie ist zu selten. Es wird eine begrenzte Zahl von Krankheiten getestet, es gibt über 20 000 Erkrankungen, die man testen könnte. Man macht es wohl auch vorrangig bei den Krankheiten, bei denen es eine Behandlungsmöglichkeit gibt.

Und die Geburt?

Iris: Es war die Traumentbindung, die man sich vorstellt. Man bekommt die Wehen, man fährt ins Krankenhaus. Wir haben noch in der Kantine gefrühstückt, dann platzte die Fruchtblase. Dann lief es völlig problemlos.

Ihr hattet auch schon vier Kinder.

Iris: Man hat einfach schon Erfahrung und lässt sich nicht mehr so schnell aus der Ruhe bringen.

Wie schwer war sie, wie groß?

Iris: 4200 Gramm und 54 Zentimeter.

Wie ging es weiter?

Iris: Sie hat sich unheimlich schnell entwickelt. Das war wunderbar zu sehen, wie fix sie war. Mit elf Monaten gelaufen. Sehr früh schon gesprochen. Vielleicht wäre sie einfach ein unglaublich sportliches, intelligentes Kind geworden.

Etwas über zwei Jahre war Clara alt, als ihre Krankheit diagnostiziert wurde. Ab wann beginnt die Krankheit die Kinder zu beeinflussen?

Eckhard: Von Anfang an. Schon vor der Geburt. Von dem Moment der Zeugung an ist etwas nicht normal. In den ersten Monaten ist nur die Entwicklung noch schneller als der Abbau durch die Krankheit.

Könnt ihr bitte erklären: Was bedeutet Neuronale Ceroid-Lipofuszinose?

Iris: Das ist eine Speicherkrankheit, bei der nach und nach die Gehirnzellen absterben. Den Kindern fehlt ein Enzym, das quasi den Müll aus den Nervenzellen entfernt. Ursache ist eine Genmutation, die von beiden Elternteilen vererbt wird.

Wie ist der Verlauf?

Iris: Bei der spätinfantilen Form fällt als Erstes meist ein Entwicklungsstillstand auf, und dann verliert das Kind nach und nach wieder Fähigkeiten, die es schon beherrscht hat. Wenn es erst einmal richtig angefangen hat, geht das Schlag auf Schlag: Innerhalb von zwei bis drei Jahren kann das Kind nicht mehr sprechen, Arme und Beine nicht mehr bewusst bewegen, es erblindet, bekommt epileptische Anfälle und später starke Spasmen, es hat immer wieder heftige Muskelzuckungen, und schließlich kann es nicht mehr selber essen, und das Atmen wird schwerer. Meist sterben die Kinder zwischen dem achten und zwölften Lebensjahr.

Wie viele Kinder haben das?

Iris: Grob geschätzt sind es derzeit einige Hundert Kinder weltweit.

Wann wurde euch klar, dass mit Clara etwas nicht stimmt?

Iris: Am Anfang waren das nur Kleinigkeiten. Zum Beispiel hat sie sich immer nur zu einer Seite gedreht. Oder sie hat zwar gesprochen, blieb aber dann nach wenigen Worten stecken. Oft hat sie Wörter einmal gesagt, auch schwierige Wörter, und die kamen dann nie wieder. Ich hatte auch das Gefühl, dass sie nicht mehr versteht, was gesagt wird. Ob etwas nun ein Schuh oder eine Socke ist, das können Kinder im Laufe des zweiten Lebensjahres schon auseinanderhalten, und sie konnte das einfach nicht.

Eckhard: Damals kam so viel zusammen, aber wir haben es nicht verstanden. Die Zwillinge hatten ein Familienfest im Hort, dort ist sie Roller gefahren, das ging auch prima. Zum zweiten Geburtstag haben wir ihr einen ähnlichen Roller geschenkt, da ging überhaupt nichts mehr. Das war nur drei Monate später.

Iris: Plötzlich begann sie auf einem Auge zu schielen. Sie wirkte allgemein verunsichert und frustriert. Sie hat sich zurückgezogen, war gedrückt und traurig, und man wusste nicht warum. Wir hatten dann angefangen mit Kinderturnen, in einer großen Halle. Sie wurde panisch darin. Sie hat sich wochenlang an den Wänden der Halle entlanggetastet. Heute weiß ich: Sie konnte nicht mehr weit genug sehen. Wenn ich sieben, acht Meter weg war, hat sie mich nicht erkannt. Es tut mir im Nachhinein so leid, dass ich das nicht früher begriffen habe.

Wie hat Clara auf all das reagiert?

Iris: Nicht geweint, nicht geschrien. Mehr so: Was passiert jetzt mit mir? Sie schien mir damals oft unendlich traurig. Irgendwann hatte sie einen Infekt, richtig hohes Fieber. Als sie den überstanden hatte, hat sie noch mal einen Entwicklungsschub

gemacht. Ich sehe das immer noch vor mir, sie ist an einem Tag zum ersten Mal in ihrem Leben über den Rasen gerannt, hat mit ihrem Vater Fangen gespielt. Und ein paar Tage später stand sie in der Küche neben dem Tisch und kippte von einer Sekunde zur anderen um. Sie kam stationär ins Krankenhaus. Dort ging sie allein rein, lief auch die Gänge rauf und runter, und als sie rauskam, konnte sie nur noch krabbeln.

Als euch klar war, dass die Krankheit unheilbar ist, was ging in euch vor?

Iris: Man glaubt es nicht. Schwer zu beschreiben, was genau da in einem vorgeht. Eins weiß ich: Ich dachte, das letzte Wort in der Sache kann unmöglich gefallen sein. Vier Tage nach der Diagnose waren wir bei dem Treffen der Selbsthilfegruppe. Dort haben wir Kinder gesehen, die im fortgeschrittenen Stadium sind. Die im Rollstuhl sitzen, nichts mehr sagen können, eine Magensonde haben. Das ist dann einfach was anderes, als wenn du nur liest, was mit deinem Kind passieren wird.

Du warst dann auch schon bald auf der Beerdigung eines Kindes aus der Selbsthilfegruppe.

Iris: Ich kannte das Kind nicht, ich kannte die Eltern. Aber ich war völlig aufgelöst, ich konnte nicht aufhören zu weinen. Man sieht sein eigenes Kind im Sarg, und man weint um sein eigenes Kind.

Es ist nicht schwer, mit Iris und Eckhard Dyck über die Krankheit zu sprechen, vielleicht weil sie es gewohnt sind, erklären zu müssen, was wann wieso geschieht. Vielleicht aber auch, weil es gerade um die Zeit geht, in der noch Hoffnung war, nicht bei den Ärzten, aber bei den Eltern.

Iris, du hast im Internet nach experimentellen Behandlungen gesucht. Ist das Internet ein Segen bei solchen Krankheiten oder ein Fluch?

Iris: Ein Segen. Über aktuelle Studien und Therapien erfährt man nichts von den Ärzten, weil die in der Regel kaum etwas über NCL wissen. Die Krankheit ist einfach so selten. Allein die Diagnose hat ewig gedauert. Wir haben im Großen und Ganzen alles selber gemacht. Die Dosierung der Medikamente, die Hilfsmittel, die Therapien. Manchmal denke ich, dass die Ärzte auch froh waren, dass wir uns da selbst reingekniet haben.

Gab es Ärzte, die versucht haben, euch davon abzuhalten, Claras Leben zu verlängern?

Iris: Mut gemacht hat uns zumindest niemand. Aber wie auch bei einer unheilbaren Krankheit? Da ist Hoffnung ja nicht mit eingeplant.

Die Pflege Claras hat einen Großteil eurer Zeit ausgemacht. Sie musste gewickelt, gefüttert, nachts umgedreht werden. Sie brauchte Medikamente, musste gewaschen werden. Was war damals schwieriger: die Tage oder die Nächte?

Iris: Für mich die Nächte. Tagsüber hatte ich eine Mauer um mich, ich konnte wie im Dienst die Schotten dicht machen. Nachts kann man viel denken. Ich war froh, wenn die Nächte rum waren. Auf der einen Seite. Auf der anderen Seite habe ich die Nächte genossen, weil ich uneingeschränkt für sie da sein konnte und nichts anderes zu tun hatte. Ich konnte einfach neben ihr sitzen und ihre Hand halten, ihr etwas erzählen. Ich wollte nicht schlafen.

Eckhard: Tagsüber hatte man keine Zeit nachzudenken. Man war mit ihr unterwegs, zu den Therapien, zu Ärzten. Oder man musste Essen machen oder hatte sonst was zu tun mit ihr oder mit den anderen oder im Haushalt. So ab halb zehn, wenn es ruhiger wurde, hatte man Zeit für sie. Aber ab eins war ich dann auch einfach hundemüde.

Habt ihr eigentlich manchmal Familien mit gesunden Kindern gesehen und sie beneidet?

Eckhard: Wenn man ein krankes Kind hat, sieht man eher die vielen anderen kranken Kinder. Auf einmal war alles voll mit kranken Kindern.

Und heute?

Iris: Mir kommt erst jetzt, wo sie tot ist, ab und an der Gedanke: Wie wäre sie wohl jetzt mit zehn Jahren, wenn sie nicht krank gewesen wäre? Vorher hatte ich keinen Gedanken daran verschwendet.

Und wie wäre sie?

Iris: Da stünde jetzt der Schulwechsel bevor, und wir hätten sicher Stress. Man stellt sich das natürlich idyllischer vor, als es ist. Auch mit gesunden Kindern hat man Probleme.

Wolltet ihr euch jemals trennen?

Iris: Nein.

Eckhard: Nein.

Nein?

Iris: Sie ist ja auch nicht unser erstes Kind gewesen. Wir hatten schon vier Kinder, dann haut dich das nicht um, zumindest nicht die Beziehung.

Trennen sich viele Paare über der Pflege eines so kranken Kindes?

Iris: Überdurchschnittlich viele.

Eckhard: Und das Kind bleibt zu 99 Prozent bei der Mutter.

Ihr habt Clara drei Mal operieren lassen, im Ausland. Wart ihr euch denn immer einig, was zu tun ist?

Iris: Sagen wir es so: Er hat immer mitgezogen, wenn ich was wollte. Er hat mich nicht im Regen stehen lassen.

Eckhard: Es sprach ja nichts dagegen.

Einmal habt ihr in New York an einer Studie teilgenommen, zwei Mal in China Stammzellen injizieren lassen. Könntet ihr vielleicht beide Methoden kurz erklären?

Eckhard: Mach du mal. Du bist der medizinische Experte.

Iris: Also gut, zuerst New York, die Gentherapie. Man nimmt einen Virus, entfernt seine DNA, stattdessen fügt man die gesunde DNA eines Menschen ein, die das fehlende Enzym produziert. Das injiziert man ins Gehirn. Nun haben Viren die Eigenschaft, sich an Zellen anzudocken und ihre eigene DNA einzuschleusen. In diesem Fall schleusen sie das gesunde Genstück in die DNA des kranken Kindes ein, die dann beginnen soll, das Enzym zu produzieren. Nun ist das Problem, dass der Virus sich offenbar nicht weit genug verbreitet. Und dann traut man sich selbstverständlich nicht an die tieferen Gehirnregionen, damit da nichts schiefgeht. Ohne Stammhirn kann man eben nicht atmen und gar nichts. Daher macht man es in sichereren Bereichen, sprich im Großhirn, und erst wenn man nachweisen kann, dass es dort funktioniert, geht man vielleicht in andere Bereiche.

Dann wart ihr zwei Mal in China.

Iris: Hier versucht man, die zerstörten Gehirnzellen durch andere Zellen, eben Stammzellen, zu ersetzen. Diese Stammzellen können sich theoretisch in jede Art von Zelle verwandeln. Damals war mir aber im Grunde schon völlig klar, dass wir die Krankheit nicht mehr aufhalten können. Aber wir wollten ihr Leben wieder etwas angenehmer machen. Danach konnte sie zumindest wieder allein schlucken und besser atmen.

Stammzellenforschung ist in Deutschland nicht erlaubt. Wie habt ihr die Diskussion empfunden, als im Bundestag darüber abgestimmt wurde?

Iris: Lächerlich. Wir waren damals im Fernsehen, es ist so ein Minifilmchen über uns entstanden. Die brauchen immer Betroffene.

Was hast du da gesagt?

Iris: Was ich denke. Ich sehe nicht genmanipulierte Tomaten, ich sehe das Leben meiner Tochter. Mir ist nicht klar, warum man so einen winzigen Zellkern nicht benutzen kann, um das Leben meines Kindes zu retten. Ich weiß nicht, was daran unethisch sein soll. Ich meine: Dieser Zellhaufen, um den es da geht, der kann ohne Gebärmutter überhaupt nicht zu einem Menschen heranwachsen.

Wie habt ihr die Zeit in New York und Peking empfunden?

Eckhard: Eigentlich war das eine spannende Zeit. Es war ja nicht so, dass wir vorher groß gereist wären.

Iris: Ach so, du wolltest also verreisen?

Eckhard: Nein, so meine ich das nicht.

Iris: Ich versteh' schon. Klar, es war aufregend. Man konnte die tägliche Pflicht vergessen. Ich hatte den Eindruck, dass Clara es genossen hat, dass ihre Eltern einmal 24 Stunden nur für sie da waren. Aber es war auch alles andere als einfach. Fremde Sprache, fremde Mentalität. Aber in dem Moment, wo sie in New York in den OP geschoben wurde, da war ich zum ersten Mal seit der Diagnose nicht angespannt, sondern einfach nur erleichtert. Ich hatte es bis dahin geschafft, alles getan, was ich für mein Kind tun konnte. Jetzt waren die Ärzte dran, es war deren Aufgabe. Keine Tränen, nichts. Die haben mich dort angeschaut wie ein Auto.

Was war das Ziel?

Iris: Zuerst Heilung. Später dachte ich: Vielleicht wird sie ja wenigstens 13.

Eckhard: In der Selbsthilfegruppe waren wir die Einzigen, die jemals vorhatten, das zu tun: ins Ausland zu gehen. Man muss aber auch dazusagen, dass es das vorher nicht gab.

Iris: New York war überhaupt die allererste Möglichkeit, die den Kindern zur Verfügung stand.

Warum dann ihr?

Iris: Es ist einem eigentlich von allen Seiten abgeraten worden, das Risiko und so weiter. Aber ich konnte einfach nicht anders. Ich hätte mir nie verziehen, wenn ich ihr diese Chance nicht gegeben hätte.

Habt ihr Clara eigentlich jemals gesagt, was sie hat, was passieren wird, irgendwas, vielleicht als Metapher?

Eckhard: Das kann man einem Kind nicht sagen.

Iris: Mit ihr wurde darüber nicht gesprochen. In ihrem Beisein schon. Wobei ich schon versucht habe, das weitgehend zu unterbinden. Manche Ärzte reden über das Kind, sagen, man solle es doch gehen lassen - und das im Beisein von Clara. Unmöglich finde ich das. Da habe ich dann schon gesagt: Gehen wir bitte mal ins Nebenzimmer!

Ihr habt euch oft alleingelassen gefühlt.

Iris: Man steht manches Mal allein da. Die Ärzte im Krankenhaus wechseln häufig. Dann sagt der eine das eine und ein anderer etwas anderes. Dann ist die Akte verschlampt worden. Und so weiter. Das ist, als würde man mit einem ganz leisen Stimmchen gegen einen Sturm anschreien. Die Mühlen sind so unendlich langsam. Erst eine Vorstudie hier, dann noch eine Vorstudie, dann die Affen, und dann darf es vielleicht mal ein Kind sein. Und dann muss das alles erst mal ausgewertet werden, über 18 Monate verfolgt werden, dann muss es veröffentlicht werden. Da vergeht so unendlich viel Zeit, und wir haben doch überhaupt keine Zeit. Jeden Tag wird das Kind weniger. Das ist wie ein Sirup, in dem man feststeckt, und man kommt einfach gar nicht voran. Dieser zweite Virus, der verbesserte Virus, mit dem jetzt wieder Kinder in New York behandelt werden, den gab es schon, als Clara behandelt wurde, aber bis dann die Finanzierung stand und das alles ... Jetzt erst ist es so weit. Und jetzt ist Clara nicht mehr da.

Dachtet ihr selbst mal, dass es besser wäre, wenn Clara gleich sterben würde?

Iris: Ich weiß nicht, ob ich das sagen darf. Aber als ich hörte, was auf Clara zukommen würde, da dachte ich anfangs, es wäre besser, wenn sie das alles nicht mitmachen muss, diesen ganzen Abbau, die Schmerzen.

Habt ihr oft nach Zeichen gesucht, dass sie leben will?

Eckhard: Sie konnte ja nicht sagen, ob es ihr gut geht oder nicht. Das hatte man irgendwann im Gefühl. Oder man glaubte, es im Gefühl zu haben.

Iris: So ein bestimmter Gesichtsausdruck.

Eckhard: Aber eigentlich ist es wirklich schwer zu sagen. Ich weiß einfach nicht, was sie mitgekriegt hat.

Iris: Als sie dann nicht mehr richtig atmen konnte, das war schwer. Da war es für sie nicht mehr tragbar. Man hat ihr einfach angemerkt, dass sie nicht mehr konnte und bereit war zu gehen.

Eckhard: Die letzten Wochen.

Wie waren die?

Eckhard: Sie hatte zum Jahreswechsel eine schwere Lungenentzündung, von der sie sich nie richtig erholt hat. Ihre Sauerstoffwerte sind seitdem immer wieder in den Keller gegangen.

Clara starb am 75. Geburtstag von Deiner Mutter, Iris. Du warst mit den Kindern bei ihr, als dich Eckhard morgens angerufen hat, um dir zu sagen, dass du nach Hause kommen musst.

Eckhard: In der Nacht sind die Sauerstoffwerte wieder abgesackt, unter 80 Prozent. Am Morgen ging es einmal runter auf unter 50 Prozent. Sie gingen wieder hoch, aber ich merkte: Es hat keinen Sinn mehr, ruf an.

Iris: Wir sind dann sofort aufgebrochen. Um halb eins waren wir da. Man konnte zusehen, wie es ganz langsam abwärtsging, ein Weilchen hat sie sich bei 50 Prozent

gehalten, dann sackte der Sauerstoffwert immer weiter runter bis auf null. Das blöde Gerät, der Pulsoxymeter, piept immer, alle zwei Minuten muss man draufdrücken, damit man wieder Ruhe hat, aber man will es auch nicht ausstellen.

Eckhard: Als sie auf null war, haben wir es ausgestellt.

Und dann war sie gestorben.

Iris: Man stirbt nicht sofort. Es hat ein bisschen gedauert. Das Herz hat noch ein Weilchen weitergeschlagen.

Was habt ihr in der Zeit getan?

Iris: Ich habe sie in den Arm genommen. In dem Moment war ich merkwürdigerweise völlig ruhig. Dann hat Eckhard sie noch einmal umarmt und sie gehalten. Und dann ist sie gestorben.

Beide sitzen auf ihren Stühlen, mit geradem Rücken. Wenn sie weinen, beruhigen sie sich schnell wieder, so, als sei es unhöflich.

Iris: Es ist ja nicht so, dass wir nicht damit gerechnet hätten. Ich habe mich im letzten Jahr von Termin zu Termin gehandelt. Ich habe auf der Dienststelle einen Computer, bei dem ich in regelmäßigen Abständen ein neues Passwort eingeben musste, und das war immer der nächste Termin, den sie erreichen sollte. "Konfirmation", wenn es um die Konfirmation der Zwillinge ging. "Geburtstag". "Weihnachten". "Silberne Hochzeit". Bis Ostern hat sie es nicht geschafft. Es hat nicht viele Tage gegeben im letzten Jahr, an denen ich geschworen hätte, dass sie die nächste Nacht schafft.

Wie sucht man den Sarg aus für sein Kind?

Iris: Da war nichts mit Ausschuchen. Der Bestatter hatte nur einen Sarg, der gepasst hat. Aber der war okay.

Eckhard: Der Bestatter sagte, er bestattet im Jahr nur etwa 30 bis 40 Kinder, und es waren in letzter Zeit so viele, dass er nur noch den weißen Sarg hatte.

Iris: Als der Sarg am nächsten Tag gebracht wurde, haben wir erst die Decke und ihr Kopfkissen reingelegt, Eckhard hat Clara in den Sarg gehoben, wir haben sie zugedeckt und ein paar Sachen dazugepackt.

Eckhard: Wir hatten sie nachmittags umgezogen, gewaschen, gewickelt.

Gewickelt?

Iris: Eben fertig gemacht. Wie man es so macht.

Ein Kleid angezogen?

Iris: Um Himmels willen, kein Kleid, sie hat fast nie Kleider getragen, das war viel zu unbequem, es wäre immer hochgerutscht. Sie war aber schon als Baby irgendwie ein Jungstyp, hat gern im Matsch gespielt, ist gern geklettert, gern wild gewesen. Nein, es war ein beiges Shirt, beige mit Rosa, und eine bequeme Hose, die ihre Oma für sie genäht hatte.

Dann wurde sie abgeholt?

Eckhard: Am nächsten Morgen.

Habt ihr sie noch mal gesehen?

Iris: Das wollten wir nicht. Ich weiß ja auch, wie schnell das geht, die Leute verändern sich nach dem Tod. Ich sehe das in meinem Beruf, ich wollte das nicht an meinem Kind sehen. Ich habe ein Foto gemacht.

Von ihr im Sarg?

Iris: Ja, mit den Dingen, die wir mit rein getan haben. Zwei Bücher ...

Welche?

Iris: "Max und der Puppenwagen", "Max und der Keks", glaube ich. Dann einen kleinen Holzengel, ein grün-blaues Edelsteinherz, eine blaue Stoffameise, die wir immer zum Lagern benutzt haben im Auto, damit Clara sich nicht stieß, eine Papierblüte, die die Schwestern in Peking für sie gefaltet haben, und die Decke, die sie begleitet hat. Das war schon ihre Babydecke.

Was machst du mit dem Bild?

Iris: Das ist auf dem Desktop als Datei. Die ersten Tage habe ich es mir nicht angesehen. Aber mittlerweile schon öfter. Und jetzt geht es auch.

Warum siehst du dir das an?

Iris: Sie sieht da friedlich aus und zufrieden.

Eure anderen Kinder haben bei der Beerdigung den Sarg getragen.

Iris: Ja, das war ihr Vorschlag.

Ein paar Wochen später, wieder im Haus der Dycks. Die beiden wollten das Wohnzimmer nur tapezieren, und dann fanden sie Schimmel im Dach. Das Dach muss erneuert werden, ein riesiges Loch ist schon jetzt in der Wohnzimmerdecke, das Zimmer selbst nur noch Baustelle, die vielen Bilder von Clara mussten erst mal weg. Eckhard Dyck renoviert selbst, er hat Zeit, denn er hatte sich, als er 2005 arbeitslos wurde, Vollzeit um Clara gekümmert, während Iris Dyck wieder als Kriminalhauptkommissarin arbeitete. Wir sitzen im Garten, über uns ab und an das Brummen von Flugzeugen, die den Flughafen Tegel ansteuern. Wir wollen über Erinnerung sprechen. Und darüber, wie es weitergehen kann.

Ich habe das Band von unserem letzten Interview abgehört und gemerkt: Ich spreche mit einer ganz anderen Stimme mit euch, wenn wir über Clara sprechen. So, als säße ich in der Kirche.

Iris: Diese todernde Stimme hört man ganz oft. Das ist die obligatorische Reaktion. Dass normal über Clara gesprochen wird, das gibt's eigentlich gar nicht.

Eckhard: Ich hab' mir noch nie Gedanken darüber gemacht, aber im Nachhinein: kann schon sein.

Iris, du hattest mir nach unserem Gespräch eine Mail geschrieben. Du hast geschrieben, dass ihr euch nicht mal nach der Beerdigung so ausgelaugt gefühlt habt.

Iris: Gerade in den ersten Tagen nach Claras Tod war es sehr schwierig, über sie zu sprechen.

Eckhard: Das kommt aber auch auf die Situation an. Manchmal trifft es einen unerwartet, manchmal kann man normal darüber reden.

Wann unerwartet?

Iris: Das passiert immer wieder. Vor zwei Tagen kam ein Beileidsbrief von jemandem, der es erst jetzt erfahren hat. Da steigen die Tränen wieder hoch. Gestern war ich beim Tierarzt, da spricht mich jemand hier aus der Straße an, wie es Clara geht, sie hätten sie schon lange nicht mehr gesehen. Das ist schwer. Und dann kam noch: "Na Gott sei Dank. Hat sie es ja überstanden." Das will ich nicht hören, aber gestern war es ganz gut für meinen Gemütszustand.

Gab es denn irgendeine Reaktion, die tröstlich war?

Iris: Definitiv nicht tröstlich war der Satz: "Du hast ja noch vier Kinder."

Das hat jemand gesagt?

Iris: Das hat jemand gesagt. Aber jede einzelne Trauerkarte war ein Trost, jeder, der in die Kapelle zur Beerdigung gekommen ist, war ein Trost. Aber am meisten gebraucht haben wir an diesem Tag doch die anderen Eltern, die auch schon ein Kind verloren hatten. Da musste man nichts sagen, die haben einen einfach in den Arm genommen, weil sie den Verlust mitfühlen konnten. Wunderbar war es, als einer der Therapeuten einfach gesagt hat: "Es ist so schade, dass Clara so früh gestorben ist. Sie war so ein tolles Kind."

Was sagen denn andere Eltern aus der Selbsthilfegruppe, wie es weitergeht mit der Trauer?

Iris: Es gibt Paare, die feiern auch Jahre danach noch den Geburtstag der Kinder. Viele sagen, die Trauer kommt in Wellen. Ich merke das auch. Neulich hatte ich eine Phase, eine Woche nachdem du da warst, da war es ganz böse. Da kamen mir jede Nacht die Tränen, und ich habe so viel nachgedacht: Wie war das, als sie gestorben ist? Und wie war das, als du sie das letzte Mal in den Arm nehmen konntest? Warum hast du ihr die CD, die sie so gemocht hat, nicht mehr vorgespielt? Und im Moment geht es mir besser. Da ist jetzt eine Akzeptanz: Sie ist nicht mehr bei uns, aber trotzdem ist sie mir nah.

Habt ihr durch die Pflege von Clara etwas für eure Pflege im Alter gelernt?

Eckhard: Habe ich mir noch nie drüber Gedanken gemacht.

Iris: Nein?

Eckhard: Du?

Iris: O ja! Es ist ja nicht so, dass ein Leben wie das von Clara per se lebenswert ist, aber man kann es lebenswert machen. Da läuft heute so viel schief. Das kann man nicht mit der Stechuhr machen.

Eckhard: In so einer Pflegeeinrichtung möchte ich eh nie landen.

Iris: Na siehste, da hast du also doch was gelernt.

Eckhard: Na ja, aber das, was wir mit Clara gemacht haben, diesen Aufwand, den kann doch keiner bringen. Das kann man doch nicht bezahlen, wenn man es nicht selbst macht.

Iris: Aber man kann immer was machen.

Ihr wart häufiger mal im Fernsehen, in Zeitungen. Warum?

Iris: Genau genommen hat die Presse uns gefunden, wir haben nie einen Journalisten oder jemanden vom Fernsehen angesprochen. Aber wir waren durchaus bis zu einem gewissen Grade bereit, in die Öffentlichkeit zu gehen, weil man nur so Informationen über die Krankheit weitergeben kann. Ich meine, allein, damit die Krankheit mal richtig diagnostiziert wird: In Süddeutschland gibt's angeblich nur zwei Fälle, das kann so nicht sein. Es ist unmöglich, dass die Krankheit nur im Norden Deutschlands diagnostiziert werden kann, weil woanders niemand die Symptome erkennt. Wenn dann ein Artikel oder Film kommt, dann wissen zumindest ein paar mehr Leute über NCL Bescheid. Bei einem krebskranken Kind gehen dann alle zur Stammzellenspende, da ist doch auch viel Hilfsbereitschaft vorhanden.

Hattet ihr das Gefühl, dass Leute wirklich mitfühlen - oder sagen sie das nur?

Iris: Ich weiß ja auch nicht, ob ich das richtig verstehen könnte, wenn ich nicht betroffen wäre. Man sieht: schwer krankes Kind, wird sterben, ganz schlimm, aber darüber hinaus?

Vielleicht wollen manche es auch nicht so genau wissen.

Iris: Das kommt schon vor. Es gibt Betroffene, die deshalb nicht in die Selbsthilfegruppe gehen. Weil sie nicht sehen wollen oder können, was noch kommt.

Wenn ihr das alles vor Claras Geburt gewusst hättet, hättet ihr sie bekommen?

Iris: Das ist eine schwierige Frage. Ich hätte meinem Kind vieles gern erspart. Um ihretwillen. Aber um unsertwillen? Sie ist unser Kind. Es gab einfach viele wunderbare, perfekte Momente mit ihr. Das erste Jahr. Nie krank. Aber auch später. Es gab so viel Schönes mit ihr.

An was erinnert ihr euch besonders? Was hat Clara zu Clara gemacht?

Iris: Sie war wie eine kleine strahlende, sehr lebhaft Kämpferin. Ein Kind mit einem ganz klaren, sonnigen, liebenswerten Wesen, das trotzdem seinen eigenen Willen hatte, manchmal auch eigenwillig war, Eis über alles geliebt hat und zu dem einem weniger die Wörter "elegant" oder "zart" einfallen, sondern eher "robust", "kräftig", "bodenständig", ein richtiger Wonneproppen halt. Sie hatte einen ausgeprägten Sinn für Humor. Lob hat sie immer zu Höchstleistungen animiert. Sie war gerne in der Gesellschaft von lebhaften Leuten, die sie auch mal in den Arm genommen haben. Und sie konnte es überhaupt nicht ausstehen - auch als sie schon

lange, lange nichts mehr sagen und sich nicht mehr bewegen konnte -, wenn sich jemand über ihren Kopf hinweg unterhalten hat, womöglich sogar über sie. Dann wurde sie unruhig und bekam einfach mehr Zuckungen bis hin zu einem Anfall.

Eckhard: Sie war angstfrei und schwindelfrei. Sie musste immer jede Leiter besteigen. Sie hatte einen ungeheuren Drang nach oben.

Was fandet ihr äußerlich am schönsten?

Eckhard: Die Augen mit den langen Wimpern. Kinder mit spätinfantiler NCL sind in der Regel sehr hübsch, sie haben durch den Gendefekt fast alle sehr lange Wimpern.

Iris: Und die Haare.

Eckhard: Sie hatte wunderbare Haare. Auch wenn wir die ein paar Mal abschneiden mussten wegen der Operationen.

Wenn ihr die Zeit mit Clara in der Rückschau betrachtet - ist die dann eher langsam oder schnell vergangen?

Iris: Kommt drauf an. So eine Nacht kann einem unheimlich lang vorkommen, aber alles in allem ist die Zeit doch schnell vergangen.

Eckhard: Die letzten zehn Jahre - schwupp, weg.

Was ist mit der freien Zeit, die ihr nun habt?

Iris: Man kann das schwer beschreiben. Neulich haben wir draußen mit den Kindern gegessen und gegrillt, und es war mild und schönes Wetter und harmonisch. Aber ich dachte: Das ist nicht richtig. Clara fehlt. Wo würde sie jetzt sitzen? Wir hätten nie alle dagesessen, mit ihr zusammen, das hätte sie längst nicht mehr geschafft.

Was kommt jetzt?

Eckhard: Ich müsste einen neuen Job finden, ich muss noch acht Jahre arbeiten. Wird bestimmt nicht so einfach werden. Jetzt mache ich erst mal das Dach.

Iris: Jetzt geht es einfach weiter. Marcel hat eine Stelle gefunden, Yvonne macht ihren Master, Gero hat einen Ausbildungsplatz gefunden, Richard hat das Schuljahr trotz allem irgendwie bestanden. Ich gehe weiter zur Arbeit. Das Leben geht einfach weiter. Und trotzdem ist alles anders. Auf einem der Grabsteine stand: "Alles ist wie immer - und nichts ist, wie es war." Genauso ist es.

Wenn ihr zum Friedhof geht, ist euch bewusst, dass sie dort liegt?

Iris: Am Tag der Beerdigung war der Gedanke fast unerträglich, gerade als ich den Sarg wiedergesehen habe. Jetzt finde ich es eher beruhigend.

Eckhard: Weißt du, was mir auf dem Friedhof dort aufgefallen ist? Wie viele Leute jung sterben, gerade Frauen.

Iris: Es gibt auch viele Kinder, die dort liegen.

Wenn euch jemand fragt, wie viele Kinder ihr habt, was sagt ihr dann?

Iris: Fünf. Wir haben bis an unser Lebensende fünf Kinder. Vielleicht wird ja die Trauer irgendwann weniger, das weiß ich jetzt noch nicht, aber wir werden immer fünf Kinder haben.

99 Fragen an Klaus Wowereit

Mehr braucht kein Mensch

Moritz von Uslar, ZEITmagazin, 19.05.11

Ein Konferenzraum im Roten Rathaus zu Berlin: der für Konferenzräume übliche große Glastisch, auf dem eine Thermoskanne mit Kaffee steht. Seit zehn Jahren ist er Regierender Bürgermeister von Berlin, am 18. September stellt er sich erneut zur Wahl zum Abgeordnetenhaus. Im direkten Vergleich braucht er auch diesmal keinen Konkurrenten zu fürchten, die Berliner Grünen und ihre Kandidatin Renate Künast liegen in diesen Wochen allerdings vor der Berliner SPD. Er ist groß und breit. Wowi, der mit dem Teddybär-Gesicht. Bekannt und beliebt geworden ist dieser Politiker mit gleich zwei grandiosen Sprüchen, seinem Coming-out («Ich bin schwul, und das ist auch gut so») und einer Gleichung, die längst ein Klassiker ist («Berlin ist arm, aber sexy»). Es gibt – aufs Angenehmste – kein echt brisantes oder zwingendes Thema mit ihm zu besprechen; aber man kann mit ihm, dem Kommunikationsprofi, dem Talkshow-Gestählten, der alten Plaudertasche, natürlich über praktisch alles sprechen, ohne dass es langweilig wird, von Integrationsproblemen in Neukölln bis zur Wahl der richtigen Partycracker. Er faltet die Hände. Er setzt ein demonstrativ staatstragendes und prophylaktisch genervtes Gesicht auf – das mit dem Plaudern soll nicht ganz so einfach werden. Egal, wie ernst dieses Gesicht guckt, die Wowi-Äuglein amüsieren sich schon mal.

1. Sekt oder Selters?

Selters.

2. Currywurst oder Austern?

Currywurst.

3. Ku'damm oder Friedrichstraße?

Ku'damm.

4. Udo Walz oder Marlene Dietrich?

Marlene Dietrich.

5. Schnurrbart oder Vollbart?

Vollbart.

6. Rot-Rot oder Rot-Grün?

Rot-Rot.

Das Gespräch hat bis hierher exakt sechs Sekunden gedauert, je eine Sekunde pro Frage und Antwort. Er zögert null. Wir operieren hier in den oberen Etagen des Politprofi-Smalltalkertums: Das kann was werden. Seine gefalteten Hände. Wowereits Daumen drehen sich.

7. Fukushima, Nato-Einsatz in Libyen, FDP-Erosion, die Grünen auf der Suche nach einem Kanzlerkandidaten – können Sie sich an Wochen erinnern, in denen es in der Politik so rundging?

Richtig ist: Die Zeiten sind unruhig. Politik ist insgesamt schnelllebig geworden. Wenn sich Naturkatastrophen wie die in Japan ereignen mit den daraus folgenden politischen Entscheidungen, dann ist jede programmatische Planung über den Haufen geworfen.

8. Rückblick auf einen Schlüsselmoment: Als die Bundeswehrkapelle beim Abschied für Guttenberg »Smoke on the Water« spielte – war das der Moment, in dem die Republik, wie wir sie kannten, sich verabschiedete und etwas irres Neues losging?

Ich würde es nicht so dramatisch ausdrücken. Es war kein Anfang. Es war der Abgang eines gescheiterten Ministers.

9. Ist die FDP noch zu retten?

Es ist nicht meine Aufgabe, mir Gedanken zu machen, ob die FDP sich rettet oder verändert. Sie soll so bleiben, wie sie ist.

10. Ist die SPD noch zu retten?

Die SPD muss nicht gerettet werden. Die SPD ist eine starke Kraft.

11. Spinnt der Innenminister Friedrich?

Er hat einen ganz schlechten Start gehabt. Er sollte endlich anfangen, sich mit den Realitäten zu befassen.

12. Kapiere Sie Westerwelle?

Es ist eine objektiv richtige Wahrnehmung, dass diese Bundespolitik es nicht versteht, den Deutschen in wesentlichen Politikfragen eine Orientierung zu geben.

13. Mit welchen Worten trösten Sie den SPD-Chef Gabriel?

Der SPD-Chef muss nicht getröstet werden. Er hat viele Ideen. Die werden umgesetzt.

14. Mal ehrlich, kennen Sie einen deprimierenderen Verein als die SPD?

Ich kenne Vereine, bei denen ich eine Depression bekommen würde. Die SPD gehört nicht dazu.

15. Ist das theoretisch auch denkbar, dass eine ganze Partei hinwirft und sagt, sie hat keinen Bock mehr?

Wie gesagt: Die SPD ist programmatisch gut aufgestellt. Und sie wird kämpfen.

16. Ein Gag oder die Wahrheit, dass Andrea Ypsilanti ihr Comeback plant?

Andrea Ypsilanti ist Politikerin der SPD, deshalb braucht sie kein Comeback. Ansonsten ist seit geraumer Zeit Thorsten Schäfer-Gümbel der Frontmann der SPD in Hessen.

17. Wo bleiben die jungen Frauen in der SPD?

Wie Sie an Manuela Schwesig sehen, sind sie ganz weit vorne.

Kein Stress, keine Regung. Sein freundliches Teddybär-Gesicht schluckt alles. Bei Frage 15 schenkte er uns ein kleines Lächeln, nach dem Motto: »Da haben Sie sich aber eine hübsche Formulierung ausgedacht.« In seinen Antworten lässt er sich zu gar nichts hinreißen. Des Politprofi-Talkers Daumen drehen ihre Runden. Wir bleiben dran. Wir prügeln nun mit Wahlkampf-Fragen auf ihn ein.

18. Ist das egal, welcher Teppichhändler oder Spielkasino-Betreiber aus Steglitz für die Berliner CDU gegen Sie antritt?

Das Schöne an den Gegenkandidaten ist, dass sie nicht vom Regierenden Bürgermeister ausgesucht werden.

19. Ihr Verdienst, dass das spannendste Thema im Berlin-Wahlkampf 2011 wieder Klaus Wowereit heißt?

Das entscheidende Thema im Wahlkampf zum Berliner Stadtparlament heißt ja nicht Klaus Wowereit, es heißt Berlin.

20. Haben Sie kapiert, ob die Grüne Künast lieber Bürgermeisterin oder doch gleich Bundeskanzlerin werden möchte?

Ich habe den Eindruck, sie will doch lieber auf der Bundesebene bleiben.

21. Grob gesagt, soll Berlin so weiterwurschteln wie bisher?

Berlin wurschtelt nicht, sondern konzentriert sich auf die Zukunftsaufgaben, und dies mit Erfolg.

22. Gibt's kein spannenderes Wahlkampf-Thema als die langweilige Stadtautobahn A100?

Es ist ein Grundsatzthema: Will man eine Stadt weiterentwickeln, oder will man sie konservieren?

23. Zur viel diskutierten Flugroute des neuen Großflughafens Schönefeld: Warum sind Siedlungsbauten in Lichtenrade wichtiger als die Villen in Wannsee?

Das ist ganz einfach. Erstens gibt's auch schöne Villen in Lichtenrade. Zweitens geht es um die Flughöhe. Lichtenrade liegt nah an den Startbahnen, hier befinden sich die Flugzeuge in geringen Flughöhen von nicht mal 600 Metern. In Wannsee geht es darum, wie die Anwohner dort eine Belästigung von Fluglärm aus 2500 Meter Höhe empfinden. Das ist ein buchstäblich himmelweiter Unterschied.

24. Traurig, dass es in Berlin nur einen kleinen Reaktor zum Abschalten gibt?

Der wird ja nicht abgeschaltet. Das ist ein Forschungsreaktor, und der hat deshalb ganz andere Voraussetzungen als die Meiler, die jetzt in der Diskussion stehen.

25. Wann haben Sie zuletzt Ihren Freund, den sympathischen, aber viel zu weichen Brandenburg-Ministerpräsidenten Matthias Platzeck, über den Tisch gezogen?

Es mag vielleicht so sein, dass Platzeck nach außen weich erscheint. Aber er ist ein knallharter Verhandler und denkt an seine Brandenburger Interessen. Insofern lässt der sich gar nicht über den Tisch ziehen. Wenn wir etwas verhandelt haben, dann ist das zum beiderseitigen Vorteil gewesen.

26. Zur groben Richtung Ihres Wahlkampfes: Wenn Sie bei der letzten Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus »Kultur! Kultur!« gerufen haben, rufen Sie jetzt »Wirtschaft! Wirtschaft!«?

Wir haben auch damals schon »Wirtschaft! Wirtschaft!« gesagt. Kultur lebt nur, wenn die wirtschaftliche Prosperität da ist, damit die vielen Kultureinrichtungen finanziert werden können.

27. Macht das eigentlich dumm, wenn man seit zehn Jahren als Kanzlerkandidat gehandelt wird?

Spekulationen kann man nicht verhindern. Insofern sage ich immer: Man soll sich konzentrieren auf das, was man tut, dann hat man genug zu tun.

28. Über welche Floskel müssen Sie als Kommunikationsprofi lauter gähnen, über »Er ist amtsmüde« oder über »Er will es noch mal wissen«?

Puh. Schwierige Frage. Die erste Floskel ist ja selten besser als die zweite. Da müssten Sie mir schon eine echte Alternative anbieten.

29. Ihre Botschaft an Berlins Busfahrer?

Guter Service.

30. Ihre Botschaft an die Altkommunisten in Lichtenberg und Marzahn?

Kritisch über die Vergangenheit nachdenken!

31. Wie haben Sie das hingekriegt, dass Heinz Buschkowsky, der Neuköllner Bürgermeister, jetzt endlich die Klappe hält?

Ich glaube nicht, dass er sich zurücknimmt. Er hat vielleicht momentan nicht die Aufmerksamkeit.

32. Stimmt die irre Geschichte, dass Thilo Sarrazin mal bei Ihnen Senator war?

Das ist kein Gerücht, das ist Realität, und er hat als Finanzsenator viel für die Stadt getan.

33. Ihr Plädoyer für den deutschlandweit längst totgesagten Begriff Multikulti?

Unsere Gesellschaft ist nicht monokulturell zu verstehen. Wir unterliegen vielen Einflüssen. Die Welt kann sich nicht abschotten, Berlin und Deutschland haben eine multikulturelle Gesellschaft.

34. Was hat das zu bedeuten, dass Ihr für März im Vorwärts-Buchverlag angekündigtes Plädoyer für Integration immer noch nicht erschienen ist?

Es ist gerade ein Buch erschienen, das ich herausgebe. Da geht es um positive Beispiele für Integration. Das andere Buch ist ein Ergebnis der Zukunftswerkstatt der SPD, es entsteht aus einem zweijährigen Prozess. Zum Ende des Prozesses wird das Buch auch da sein.

Wow. Viel toter, leerer, phrasenhafter kann der Mensch über Politik nicht reden. Wowereit sagt auf Knopfdruck das, was der Interview-Automat Klaus Wowereit sagen würde. Wie kommt das, dass der als großer Unterhalter gerühmte Wowereit so nichtssagend daherredet? Sind es die Fragen? Ist es das Amt, das aus Politikern Leere-Phrasen-Automaten macht? Wir glauben an dieses Interview – wenn nicht an

seine Antworten, dann doch an unsere Fragen. Er guckt – mit ernstem Gesicht und lächelnden Augen–, als wollte er sagen: Tun Sie etwas. Holen Sie mich heraus aus meiner Hohle-Phrasen-Existenz.

35. Was Sie da haben: Ist das die berühmte Berliner Schnauze?

Schnauze mit Herz.

36. Ihr Mittel gegen die endlosen Winter in Berlin?

Heiterkeit.

37. Berlin-Problem Hundekacke?

Ist weniger geworden.

38. Im Ernst, woran liegt das, dass in Berlin so dramatisch mehr Hundekot auf den Gehwegen liegt als in Paris oder London?

In Paris und London gibt es dafür weniger Bäume.

39. Haben Sie sich das ausgedacht, dass Berlin eine freche Stadt ist?

Berlin ist frech im allerpositivsten Sinne: Wir haben hier einen besonderen Charme, den man erst kennenlernen muss.

40. Echt wahr, dass bei euch da draußen in Lichtenrade Leute wohnen, die stolz darauf sind, dass sie noch nie im Osten waren?

Das weiß ich nicht. Das kann aber sein. Wohl nicht nur in Lichtenrade, sondern zum Beispiel auch in Frohnau. Ein paar Ignoranten gibt es überall.

41. Zweiundzwanzig Jahre nach der Wende: Sollten wir uns von den lieb gewordenen Begriffen Ossi und Wessi verabschieden?

Das klingt ganz gut. Für die Zukunft brauchen wir nun neue Begriffe für die aus dem Norden und dem Süden.

42. Hat sich Deutschland genug darüber gefreut, dass es die Berliner Mauer nicht mehr gibt?

Ja. Es war allseits eine riesengroße Freude.

Achtung! Klaus Wowereit bewegt sich. Er bietet Kaffee an, gießt sich dann selber eine Tasse ein. Wir wollen jetzt herausfinden, welche Rolle die Partys in seinem anstrengenden Bürgermeisteralltag spielen. Vielleicht wird jetzt alles gut!

43. Können Sie uns bitte noch mal erklären, warum es wichtig ist, dass der Regierende Bürgermeister von Berlin sich bei der Hugo-Boss-Show sehen lässt?

Ja. Weil die kreative Industrie zu Berlin gehört. Dort Flagge zu zeigen ist eine der vornehmsten Aufgaben des Regierenden Bürgermeisters.

44. Champagner-Fan?

Ich trinke gerne Champagner, aber ein deutscher Jahrgangssekt ist mir genauso lieb.

45. Ihr Schlafmittel?

Erschöpfung nach einem langen Arbeitstag.

46. Stimmt das, was Ihre Unterstützer sagen, dass Ihnen eine Schlafzeit von drei Stunden vollkommen ausreicht, um frisch über die Runden zu kommen?

Gott sei Dank sind es meistens doch fünf oder sechs Stunden.

47. Das berühmte bisschen zerknautschte Wowi-Gesicht – richtig, dass das nicht von den vielen Partys, sondern von Ihren Allergien herrührt?

Ich habe eine Frühblüherallergie, also Birke, Haselnuss, Erle. Es kann sein, dass man in diesen Phasen auch mal erschöpft aussieht.

48. Wann zuletzt durchgemacht?

Ach, durchgemacht. Wenn es abends länger wird, dann meistens, weil ich am Schreibtisch sitze. Ich stehe in den seltensten Fällen nachts in Lokalen herum.

49. Wie dürfen wir uns Wowis Schreibtisch vorstellen?

Ein moderner Tisch. Groß, schwarz, Holz, viel Platz.

50. Auswendig, wo auf Ihrem Schreibtisch liegen die Büroklammern?

In einem Etui. In Griffweite.

51. Ihr Mittel gegen die berühmte 17-Uhr-Müdigkeit?

Arbeiten. Und frische Luft. Also Fenster auf.

52. Genug gefeiert?

Wenn der Anlass stimmt, dann sollte man auch in Zukunft feiern.

53. Eine Gemeinheit, dass Sie den Spitznamen »Partymeister« wohl Ihr Leben lang tragen werden?

Das ist ein Etikett, das kriegt man nicht mehr los. Es entspricht aber nicht der Realität.

54. Halten Sie es mit Andy Warhols alter Partyregel »Früh aufschlagen, früh weiterziehen«?

Nein. Ich bin kein Termin-Hopper. Wenn ich mich für eine Party entscheide, dann bleibe ich meistens dort.

55. Der verrückteste Ort, an dem Sie als Bürgermeister eine Rede gehalten haben?

Ganz lustig war zuletzt eine Grundsteinlegung, die im ersten Stock stattfand: Das war bei der Bertelsmann-Repräsentanz in der Alten Kommandantur.

56. Auf eine Art, ist der rote Teppich als Droge so gefährlich wie Kokain?

Der rote Teppich ist keine Droge. Er ist ein Ritual.

57. Drei Prominente, die bei den legendären Wowereit-Partys bei Ihnen zu Hause in der Dachgeschosswohnung am Ku'damm nicht fehlen dürfen?

Das sind dann ja private Partys, also bleibt die Gästeliste mein Geheimnis.

58. Ihre Erfahrung: Finden die besten Gespräche bei Partys echt in der Küche statt?

Gegessen wird bei uns im Esszimmer. Aber richtig, die Küche ist natürlich der Ort.

59. Wie war's mit Schwarzenegger?

Nice guy.

60. Ist Queen Elizabeth komisch oder doch eine eher humorlose Person?

Sie hat mehr Humor, als man das allgemein denkt. Wir haben viel über Stadtentwicklung gesprochen, über das Neue Museum, über Architektur. Sie ist eine wunderbare Lady. Der Eindruck, den man aus dem Fernsehen von ihr hat – diese gewisse Steifheit, Humorfreiheit–, ist jedenfalls der falsche Eindruck.

61. Was besprechen Sie bei Ihrer nächsten Stippvisite bei Prinz Salaman von Saudi-Arabien?

Den habe ich schon gesprochen. Es ging um Politik, natürlich, Entwicklungen in der arabischen Welt, Gleichberechtigung von Frauen, Investitionen in die Zukunft.

62. Welches Detail vom letzten Besuch bei Ihrer guten Freundin, der Filmschauspielerin Liz Taylor ist Ihnen unvergesslich?

Da sind Sie falsch informiert, dass wir befreundet waren. Ich habe diese große Schauspielerin nie persönlich getroffen.

Kaffeepause ist vorbei, die Hände kehren in die gefaltete Grundposition zurück. Er schaut, wieder mit großem Bürgermeister-Ernst, auf seine Armbanduhr: Wie lange geht hier noch dieses Theater? Wir aber bleiben dabei, dass wir unsere überreizten und durchgedrehten Fragen stellen und ihn mit unserem Übermut anzustecken versuchen. Komm schon, Wowi!

63. Muttersöhnchen?

Nö.

64. Können Sie Ihre Mutter Hertha noch mal in wenigen Worten hochleben lassen?

Ein wunderbarer Mensch, der immer kämpfen musste, aber sich auch durchgesetzt hat.

65. Froh, der Kleinbürgerhölle von Lichtenrade entkommen zu sein?

Kleinbürgertum ist nicht lokalisierbar. Das kann in Metropolen sein und in der Provinz.

66. Die Discohymne, die Ihr Lebensgefühl in den siebziger Jahren auf den Punkt brachte?

In der ersten Discozeit waren die Blues-Songs besonders angesagt. Die langsamen Sachen. Weil man da eng miteinander tanzen konnte.

67. Echt wahr, dass Sie als junger Mensch deutsche Politiker erlebt haben, die cool waren?

Ja. Mein großes Idol ist Willy Brandt. Aber ich fand, beispielsweise, auch Björn Engholm einen außergewöhnlichen Politiker.

68. Haben Sie sich den »...und das ist auch gut so« wirklich selber ausgedacht?

Der kam beim Reden, spontan, aus dem Bauch. Dieser Ausspruch sollte etwas erklären: dass man sich nicht zu verstecken, nicht zu entschuldigen braucht. Der

Ausspruch kam aus dem normalen Sprachgebrauch, sehr viele Menschen reden so. Die guten Sätze muss man selten erfinden. Sie sind meistens schon einfach da.

69. Sie sind ja ein Sprüche-König. Welcher Ihrer beiden unsterblichen Sprüche ist wohl der bessere, der »arm, aber sexy« oder »...und das ist auch gut so«?

»...und das ist auch gut so« ist ein Ausspruch, der mir wichtig war und bis heute wichtig ist, weil er viel für die Emanzipation getan hat.

70. Kennen Sie einen Schwulenwitz, der leider lustig ist?

Warum soll es über Schwule nicht auch lustige Witze geben? Es gibt ja auch Juden, die lustige Witze über Juden erzählen. Das Entscheidende ist, wie der Witz eingesetzt ist: ob diskriminierend oder selbstironisch gemeint.

71. Ist die Diskriminierung heterosexueller Männer unter Schwulen ein Problem?

Es gibt natürlich auch schwule Männer, die intolerant sind, beispielsweise gegenüber Lesben, aber auch gegen heterosexuelle Männer. Das ist genauso zu verurteilen wie der immer noch deutlich häufigere Fall der Diskriminierung schwuler Männer. Wenn man für sich selber Akzeptanz einfordert, dann sollte man mit gutem Beispiel vorangehen.

72. Was sagen Sie zum mühsamen, aber natürlich doch interessanten Klischee, dass in den sogenannten kreativen Berufen besonders viele Schwule sind?

Weiß gar nicht, ob ich mit diesem Klischee etwas anfangen kann. Vielleicht weil sie für schöne Dinge eine besondere Affinität haben.

73. Wer backt bei Ihnen zu Hause den Apfelkuchen?

Ich mache gerne eine Aprikosentarte. Oder meine berühmte Charlotte Lorraine.

74. Stimmt die Geschichte, dass Ihr Lebenspartner Jörn Ihnen morgens die Krawatte rauslegt?

Falsch.

75. Stimmt die Geschichte, dass Ihr Partner für Sie die Kulturteile der Zeitung durcharbeitet und Ihnen beim Abendessen die Zusammenfassung vorträgt?

Das ist auch falsch. Ich bin immer derjenige, der als Erster die Zeitung liest: frühmorgens.

76. Das Geheimnis Ihrer dreißigjährigen Ehe?

Noch nicht dreißig, sondern achtzehn Jahre. Auch keine Ehe, sondern eine Partnerschaft. Bei aller Unterschiedlichkeit den anderen so akzeptieren, wie er ist. Versuchen, ihn zu formen, aber nicht zu verformen.

77. Ist bisschen spießig ganz schön?

Ja, jeder Mensch hat seine konservative oder spießige Seite. Warum nicht? Es ist ja immer die Frage, was man darunter versteht.

78. Der berühmte Self-Rating-Test: Sie schätzen bitte Ihr Talent ein, von null Punkten – niedriges Talent – bis zehn Punkte – maximale Begabung. Sozialdemokrat.

Zehn.

79. John Travolta.

Der Tänzer? Sechs.

80. Weiberheld?

War früher mal mehr.

81. Bundeskanzler?

Steht nicht zur Debatte. Also keine Punktangabe.

82. Bussibär?

Nein.

83. Gibt's etwas Trostloseres als einen Politiker, der keinen Bock mehr hat?

Das fragen Sie den Falschen. Ich habe ja Bock.

84. Stimmt das Gerücht, dass Ihnen der zurückgetretene Hamburger Bürgermeister Ole von Beust bei einem Sonntagsbrunch auf seiner Terrasse von den Freuden des Politiker-Rentnerlebens vorgeschwärmt hat?

Das ist ein Gerücht. Dieses Treffen hat nie stattgefunden.

85. Ein Jammer, dass man als Politiker mit den Jahren seinen Größenwahn verliert?

Welchen Größenwahn? Ihre Frage setzt voraus, dass man mal einen hatte.

86. Ist das schwer, als Regierender Bürgermeister kein Misanthrop zu werden?

Das weiß ich nicht. Ich bin immer ein optimistischer und ein offener Mensch gewesen.

87. Welche Illusion lassen Sie sich nicht nehmen?

Ich nenne das Vision, nicht Illusion: Berlin wird eine sehr prosperierende Stadt sein. In unmittelbarer Zukunft.

Sein schlaues Lächeln. Die Daumen in den gefalteten Händen ruhen. Er hat einen ja längst. Es war, das merkt man jetzt, wo es zu Ende geht, natürlich ein ziemlich nettes Gespräch. Eines seiner Talente: Dieser Politiker gibt einem ständig das Gefühl, er werde gleich das sagen, was er wirklich denkt. Aber er sagt es dann, immer ganz knapp, doch nicht. Renate Künast hat es nicht einfach.

88. Großfrage: Dürft ihr Sozialdemokraten Golf spielen?

Wir dürfen. Und ich habe aus meiner Golf-Leidenschaft nie einen Hehl gemacht.

89. Welchen Wert darf die SPD nie verraten?

Soziale Gerechtigkeit.

90. Haben Sie nicht mit Gerhard Schröder viel mehr gemein, als Sie hier zugeben können?

Ich bin danach nie gefragt worden, deshalb kann ich hier viel zugeben. Gerd Schröder und ich haben in unseren Vitae etliche Parallelen, die uns geprägt haben.

91. Auf eine Art, kann man sagen, dass der Berliner Bär und Sie im Gesicht eine Ähnlichkeit haben?

Nein.

92. Ist es wichtig, dass der Anzug immer ein bisschen schlecht sitzt, weil das dann volksnah wirkt?

Nein. Der Anzug sitzt auch nicht schlecht.

93. Kuschelrock-Fan Wowereit?

Ja. Das ist doch schön.

94. Guttenberg hatte »Hells Bells«. Welchen Song haben Sie?

Ich habe nicht so einen Song. Aber einen Lieblingssong seit ewigen Zeiten: Nights in White Satin von den Moody Blues.

95. Ein Hammer, dass Sie schon bald sechzig werden?

Man glaubt es ja selber kaum. Aber es ist so.

96. Was gibt's eigentlich dauernd zu grinsen?

Es gibt ja nicht dauernd was zu grinsen. Aber eine bestimmte Fröhlichkeit am eigenen Tun ist für die Umgebung nicht abträglich.

97. Seid ihr fröhlichen Typen im Herzen nicht die Allertraurigsten?

Zur Fröhlichkeit gehören auch immer Momente der Traurigkeit.

98. Lust, mal eine ganze Woche lang nichts zu sagen?

Das wäre auch schön. Es wäre manchem Anlass angemessen, wenn sich alle mal zurücknehmen. Aber das ist in unserer heutigen Kommunikationsgesellschaft kaum machbar.

99. Ihre persönliche Meinung: Soll der Eisbär Knut ausgestopft werden?

Diese Frage entscheidet nicht der Regierende Bürgermeister, sondern der Berliner Zoo.